



„Plötzlich hörte ich Stimmen. Schritte näherten sich. Ich befand mich in einer Gasse. Auf dem Boden lagen einige Robotpuppen, die Seuchenopfer darstellen sollten.


Ich ließ mich fallen, riß mir die Pickelhaube vom Kopf und verbarg sie unter dem Körper. Dann verdeckte ich mein Gesicht mit dem Arm und hielt mich reglos.

Eine Gruppe von jungen Frauen kam aus einem Haus. Schwatzend zogen die Avalianerinnen an mir vorbei. Eine von ihnen stieß mich mit dem Fuß an, doch keine bemerkte, daß ich kein Roboter war. Das glaubte ich jedenfalls. Ich wartete ab, bis ich mich allein wähnte, dann hob ich den Kopf.

Drei Meter von mir entfernt stand eine rothaarige Frau. In ihren Händen hielt sie eine Schußwaffe, die genau auf mich gerichtet war ...“

Posbifreund Galto Quohlfahrt, wohlbekannt durch seine amourösen Eskapaden, kann es nicht lassen. Mit der reizenden Elaine flieht er von Bord der SOL, um sich mit ihr auf einer einsamen Insel ein paar schöne Tage zu machen.

Doch Galto ahnt nicht, was auf ihn zukommt. Eine alte Transmitterfalle schnappt zu, und Galto landet auf einer Welt, deren Bewohnerinnen – eine attraktiver als die andere – ihn für die Ausgeburt der Hölle halten. Ein Roman aus dem 36. Jahrhundert.

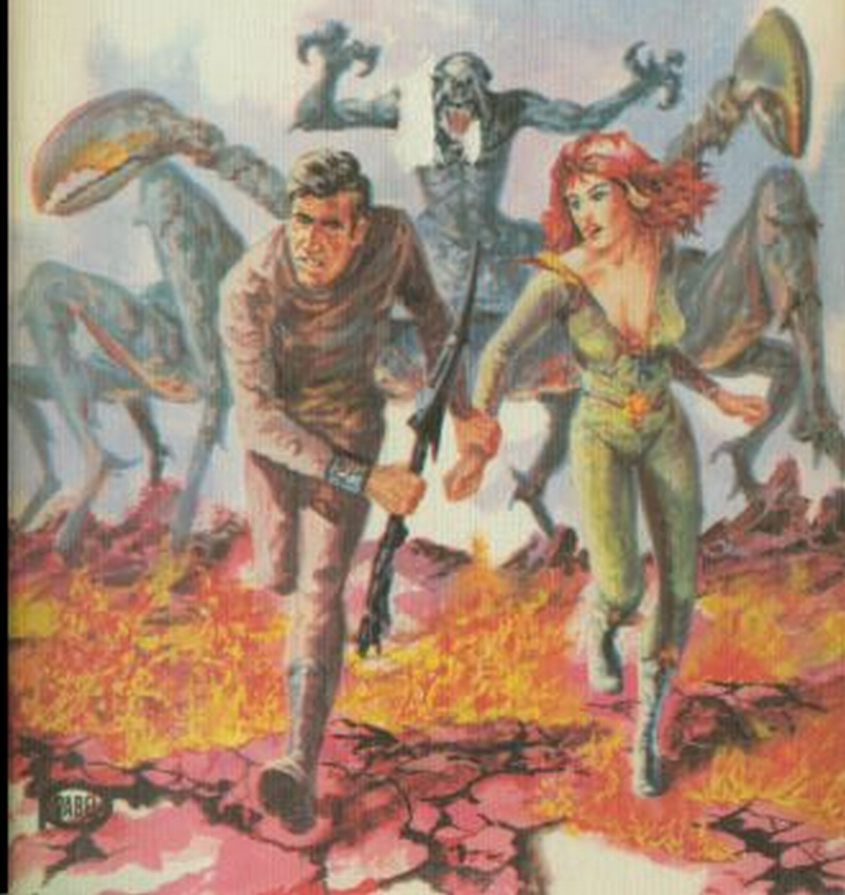
EIN  MOEWIG-BUCH

Perry Rhodan
PLANETEN ROMANE

DIE FRAUEN VON AVALIAN

Sie fliehen von der SOL
und landen auf der Welt der Frauen


Ein SF-Abenteuer von
H. G. FRANCIS



DM 2,80

Österreich S 21,-
Schweiz sfr 3,60

Italien Lire 1150
Belg./Lux. F 45,-
Frankreich FF 5,50
Spanien Ptas 80
Holland fl 4,00

 **TASCHENBUCH**

H.G.FRANCIS
DIE FRAUEN
VON
AVALIAN

M MOEWIG-VERLAG MÜNCHEN

Als das Bild des Mädchens verschwand, hörte ich es hinter mir klicken. Ich fuhr herum. Goliath näherte sich mir. Er trug einige medizinische Instrumente in seinen Stahlklauen und war offenbar entschlossen, mich augenblicklich zu behandeln. Als er mein von vielen Faustschlägen verunstaltetes Gesicht sah, blinkte eine Lampe an seiner Seite auf.

Ich flüchtete. Soviel Verständnis ich auch sonst für meine Freunde und ihre Überzeugung hatte, ich müsse biologisch verbessert werden, weil mein Körper unvollkommen war, so wenig dachte ich daran, mich jetzt von ihnen unters Messer nehmen zu lassen.

Das Hauptschott der Zentrale tauchte vor mir auf. Ich zögerte. Doch dann blickte ich über die Schulter zurück und stellte fest, daß nicht nur Goliath hinter mir her war, sondern auch noch Insekten-Sue mit ihren fühlertartigen Antennen und ihren Spinnenbeinen. Sie war beängstigend schnell. Ihnen folgten fünf Matten-Willys, die auf ihren Pseudobeinen ebenfalls eine beträchtliche Geschwindigkeit entwickelten.

Mir blieb keine andere Wahl. Ich mußte in die Hauptleitzentrale, so sehr mich der Gedanke an Rhodans Reaktion auch schreckte.

„Galto, bleib doch stehen“, rief einer der Matten-Willys jammernd.

„Wir meinen es nur gut mit dir.“

Das Schott glitt zur Seite. Ich eilte durch die Öffnung und prallte prompt mit dem Ortungsoffizier zusammen. Er stürzte zu Boden, warf dabei die Arme haltsuchend hoch und verstreute sämtliche Papiere, die er in der Hand hielt, in der Zentrale. Ich kam mir reichlich dämlich vor.

„Verzeihen Sie, bitte“, sagte ich stammelnd und bückte mich, um dem Offizier aufzuhelfen. In diesem Moment erhielt ich einen Stoß gegen das Hinterteil. Die Stahlklauen Goliaths krallten sich unmittelbar darauf in das Rückenteil meiner Bluse. Der Offizier zog vorn, der Posbi hinten. Die Katastrophe war unausweichlich. Die Bluse zerriß, ich taumelte nach vorn, stolperte über den Offizier und landete direkt vor Perry Rhodan auf dem Konferenztisch. Ich wäre maßlos überrascht gewesen, wenn dieses Mal keine Becher auf dem Tisch gestanden hätten. Es gab jedoch eine ganze Anzahl davon, und die meisten von ihnen waren noch voll. So überschwemmte ich den Tisch zum zweiten Mal innerhalb einer halben Stunde mit Kaffee.

„Dieser Idiot“, brüllte Mentro Kosum außer sich vor Zorn.

„Wer sperrt ihn endlich in eine Zelle zur Ausnüchterung?“

Ich blickte Rhodan an.

Er war für mich kaum zu erkennen, weil meine Augen fast zugeschwollen waren. Unwillkürlich erwartete ich zwei kurze Haken von ihm. Für jedes Auge einen.

Aber sie kamen nicht.

Perry Rhodan lehnte sich auf seinem Sitz zurück und lachte, daß ihm die Tränen in die Augen schossen.

Ich rutschte vom Tisch herunter, zupfte meine Bluse zurecht und schob meinen Visiphonhelm wieder gerade. Meine Posbis verzichteten darauf, mich zu packen. Sie schienen der Ansicht zu sein, daß ich ihnen nun nicht mehr entkommen konnte.

„Verschwinden Sie, Galto“, rief Rhodan mit halb erstickter Stimme, „und lassen Sie sich hier so bald nicht wieder sehen.“

„Wie... wie Sie meinen, Sir“, sagte ich stammelnd. Ich blickte an ihm vorbei auf den Hauptbildschirm und erkannte erst jetzt, daß die SZ-1 landete. Ich sah eine ausgetrocknete Steppe mit wenigen Bäumen und hohen Gräsern. Im Hintergrund erhoben sich die hohen Berge. Ihre Spitzen waren mit Schnee bedeckt.

„Wie Sie meinen, Sir“, wiederholte ich. Dann ging ich mit raschen Schritten auf den Ausgang zu. Meine Nackenmuskulatur verkrampfte sich, denn ich hörte, daß mir die Posbis und Matten-Willys auf den Fersen folgten. Ich war nunmehr davon überzeugt, daß mich nichts mehr vor einer Operation retten konnte. In wenigen Stunden schon würde ich wahrscheinlich ein völlig anderes Gesicht, Robotlinsen und einen synthetischen Geruchssinn haben. Küsse würden mir fortan keinen Spaß machen. Gleichzeitig wurde mir bewußt, daß mir eine Reihe von Männern in Zukunft nicht mehr mit geballten Fäusten, sondern nur noch hämisch grinsend begegnen würden.

Mußte alles so kommen, wie ich befürchtete?

Das Hauptschott glitt auf. Ohne nachzudenken, warf ich mich nach vorn, wirbelte herum und hieb die Faust auf den Sofortverschluß. Das Schott schloß sich zischend hinter mir, bevor noch ein Posbi mir folgen konnte. Ich rannte los. Gleichzeitig schaltete ich meinen Visiphonhelm ein.

Sekundenbruchteile später erschien direkt vor meinen Augen in einem Projektionsfeld das lächelnde Gesicht Elaine Foxans. Es war so dicht vor mir und so lebensecht, daß ich nicht mehr erkennen konnte, wohin ich lief. Ich schob den Helm zur Seite, bis er mein rechtes Ohr berührte. So konnte ich mit dem rechten Auge Elaine sehen und mit dem linken unter dem Projektionsfeld hindurchschielen.

„Ich bin auf dem Weg zu dir, Elaine“, rief ich.

„Du kannst nicht zu mir kommen“, erwiderte sie aufgeregt.

„Max Gloundky wird gleich bei mir sein. Er hat sich angemeldet.“

„Nein!“

„Doch, Galto. Wenn er dich bei mir sieht, schlägt er dich grün und blau.“

„Das bin ich schon. Er sollte sich mal ein paar neue Farben einfallen lassen.“ Ich sprang in einen abwärts gepolten Antigravschacht. „Also, hör zu, Elaine. Wir treffen uns in Hangar B 3. Er liegt am nächsten bei deiner Kabine.“

„B 3? Was willst du da?“

„Frage nicht. Wenn du mich liebst, dann kommst du.“

„Ich bin neugierig, also werde ich da sein“, antwortete sie.

Drei Minuten später erreichte ich den bezeichneten Hangar. Er war klein und enthielt nur einen Raumgleiter. Ich stieg in die Maschine und testete sie durch. Alle Systeme befanden sich in einwandfreiem Zustand.

Ich wartete. Vier Minuten verstrichen. Vorsichtig betastete ich mein von eifersüchtigen Ehemännern zerschundenes Gesicht und vermied jeden Blick in ein spiegelndes Instrument.

Endlich öffnete sich das Schott. Elaine eilte herein, gefolgt von Prilly und Insekten-Sue. Ich erschrak, denn nun hatte ich endgültig verloren. Mir war klar, daß innerhalb weniger Minuten meine gesamte Freundesschar von 15 Posbis und 15 Matten-Willys hier sein würde, um mich zur Vernunft zu bringen, wie sie es nannten.

Schicksalsergeben wartete ich auf das, was kommen würde. Elaine, Prilly und Insekten-Sue kletterten durch das Mannschott in den Gleiter. Da kam mir ein verzweifelter Gedanke. Blitzschnell fuhr ich das Schott zu und blockierte es. Dann handelte ich wie im Traum. Ich hörte die protestierenden Schreie der beiden Posbis, kümmerte mich jedoch nicht darum.

Elaine fiel mir in die Arme.

„Was tust du denn?“ rief sie.

„Das, was ich schon längst hätte tun müssen“, erwiderte ich. Zugleich beschleunigte ich scharf und lenkte den Raumgleiter durch das offene Hangarschott hinaus. Ich ließ die Maschine steil ansteigen. Auf das nervöse Blinken unter den Videogeräten achtete ich absichtlich nicht, doch Elaine griff mir über die Schulter hinweg und schaltete sie ein. Das Gesicht Mento Kosums zeichnete sich auf den Bildschirmen ab.

Sprachlos blickte er mich an.

„Sir?“ fragte ich, so als habe ich nicht die geringste Erklärung für seinen Anruf.

„Mensch, sind Sie verrückt geworden?“ brüllte er mich an.

„Kehren Sie sofort zur SZ-1 zurück, Quohlfahrt.“

„Das geht nicht, Sir“, schwindelte ich. „Die Lenkung ist blockiert.“

Ich raste über die Bergrücken hinweg und verschwand damit aus der direkten Sicht der Besatzung der SOL.

„Ich kehre zurück, sobald es mir möglich ist“, versprach ich.

„Hoffentlich ist Ihnen klar, daß Sie mit Konsequenzen zu rechnen haben“, entgegnete der Kommandant der SZ-1.

„Allerdings“, erwiderte ich bedrückt. Ich wußte, daß ich in der Klemme saß, aber ich wußte auch, daß ich nur so und nicht anders handeln konnte.

Elaine lehnte sich schutzsuchend an mich und schob ihren Arm unter meinen. Prilly und Insekten-Sue erhoben keinen Protest. Noch nicht. Ich wußte, daß es anders werden würde,

wenn Elaine mich küssen sollte. Unwillkürlich stöhnte ich auf. Was sollte die Flucht aus der SOL, wenn ich noch Gefangener meiner Freunde, der Posbis, und ihrer maßlos übertriebenen Sorge um mich blieb?

„Wohin fliegen wir eigentlich?“ fragte Elaine.

Ich stutzte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich den Raumgleiter eigentlich nur treiben lassen. Wir waren bereits über zweitausend Kilometer von der SZ-1 entfernt. Die Steppenlandschaft lag hinter uns. Vor uns dehnte sich die blau schimmernde Fläche eines Meeres, in dem Tausende von kleinen Inseln lagen. Die Schönheit der Szenerie raubte mir den Atem. Ursprünglich hatte ich vorgehabt, den Planeten Rasterstop zu verlassen, um irgendwoanders auf einem anderen Planeten mit Elaine glücklich sein zu können.

Warum sollte ich nicht auf einer dieser unvergleichlich schönen Inseln landen?

Ich beugte mich nach vorn und drosselte die Geschwindigkeit des Raumgleiters.

Elaine begriff.

„Die Inseln sind zauberhaft“, sagte sie lächelnd.

„Hier könnte ich es schon eine Weile aushalten.“

„Was hältst du von der da?“ Ich zeigte auf eine hufeisenförmige Insel, deren äußerer Rand von Felsen gebildet wurde, während innen ein feinsandiger Strand lag. Eine üppige Vegetation bedeckte weite Teile der Insel. An einer Stelle blieb jedoch genügend Platz für den Raumgleiter.

Bevor Elaine noch antworten konnte, landete ich die Maschine auf einer sandigen Lichtung. Durch die Büsche und Bäume hindurch konnten wir den Strand sehen.

„Da wären wir“, sagte ich. „Willkommen im Urlaubsparadies Rasterstop. Das Hotel Raumgleiter steht zu Ihrer Verfügung.“

Ich zog Elaine an mich und küßte sie. Augenblicklich erhob sich ein Protestgeschrei. Die beiden Posbis versuchten, mir klar zu machen, daß ich etwa ein halbes Dutzend Krankheiten auf mich laden konnte, wenn ich den entzückenden Lippen dieses Mädchens allzu nahe kam.

„Wir müssen etwas tun“, sagte Elaine und runzelte die Stirn.

Bedeutungsvoll blickte sie zu Prilly und Insekten-Sue hinüber.

„Du kannst dich darauf verlassen, daß die beiden bei der ersten besten Gelegenheit im Triebwerksraum, in einer Staubkammer oder sonst irgendwo eingesperrt werden“, flüsterte ich ihr zu.

Ihre Augen leuchteten auf.

„Und jetzt gehen wir nach draußen“, sagte ich. „Wir sehen uns die Insel an.“

Ich schob Elaine vor mir her an den beiden Posbis vorbei und wehrte erfolgreich ihren Versuch ab, sich zwischen uns zu drängen. So gelang es uns, vor ihnen in die Schleusenkammer zu kommen und das Schleusenschott hinter uns zu verriegeln. Lachend sprangen wir ins Freie hinaus. Wir brauchten keine speziellen Untersuchungen mehr durchzuführen, denn mittlerweile hatte ich mir die Ergebnisse über die Analysen der SZ-1 Biologen in den Bordcomputer überspielen lassen. Dazu war nur ein Knopfdruck notwendig gewesen. Mit einem zweiten Knopfdruck hatte ich die Ergebnisse abgerufen und auf einen Bildschirm einblenden lassen. Das alles war so ganz nebenbei geschehen. Über diese Dinge brauchte man sich kaum noch Gedanken zu machen. Sie waren mittlerweile derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie erledigt wurden, ohne daß man sich darauf konzentrieren mußte.

Das äußerste Schleusenschott glitt zu, und ich zog Elaine fest an mich. Endlich konnte ich mich ihr so intensiv widmen, wie ich es schon lange hatte tun wollen. Die Posbis konnten nicht eingreifen. Sie waren im Gleiter eingeschlossen.

Elaine strich mir lächelnd über den Helm.

„Verzeih, Galto“, sagte sie, „aber eine Schönheit bist du im Moment wirklich nicht. Wir müssen etwas tun, damit zumindest die Schwellungen zurückgehen.“

„Ich werde mich intensiv darum kümmern“, versprach ich. Selbstverständlich sah ich ein, daß sie recht hatte. Ich fühlte mich selbst nicht besonders wohl in meiner Haut. Im umgekehrten Fall wäre es mir auch schmerzlich, Elaine ganz frei von ablehnenden Gefühlen in die Arme zu nehmen. Unwillkürlich tastete ich mir mit den Fingerspitzen über das Gesicht. Ich erschrak.

„Höchste Zeit“, sagte ich.

Elaine löste sich von mir und eilte durch die Bäume und Büsche zum Strand hinunter.

Ich folgte ihr und versuchte, sie festzuhalten. Doch sie riß sich immer wieder los, bis wir atemlos das Wasser erreichten. Es war kristallklar und fiel rasch bis zu einer Tiefe von etwa zehn Metern ab. Erst weit draußen war es dann noch tiefer. In der Bucht wimmelte es von Fischen aller Größen und aller Farben.

„Ein Bild von paradiesischer Schönheit“, sagte Elaine verzückt.

Sie öffnete sich die Bluse. „Ich will baden“, erklärte sie.

„Moment, Elaine, du kannst nicht einfach ins Wasser springen.“

„Warum nicht?“ Sie bückte sich und hielt die Hand ins Wasser.

„Es ist warm. Mindestens 25 Grad Celsius.“

„Du darfst nicht unvorsichtig sein“, ermahnte er sie. „Zunächst einmal müssen wir, mit den notwendigen Schutzgeräten versehen, die Bucht untersuchen. Wir müssen herausfinden, ob es wirklich ungefährlich ist, hier zu baden.“

„Du übertreibst.“

„Nein, es könnte tödlich sein, in ein unbekanntes Gewässer zu springen. Wir wissen nichts von der Meeresfauna.“

„Du meinst, hier könnte es von riesigen Haien wimmeln? Mach dich nicht lächerlich.“ Sie ließ die Kleider fallen. Ich wollte sie an mich ziehen, doch sie schob mich mit sanfter Gewalt zurück. „Kümmere dich erst um deine Wunden ...“

Ich gab sie frei.

„Ich verspreche dir, daß ich hier vorn im flachen Wasser bleibe“, sagte sie. „Geh du inzwischen zum Gleiter zurück. Du brauchst ja nicht viel zu tun, um die Schwellung zu bekämpfen. Wichtig ist hier nur, daß du es jetzt tust. Ich warte hier auf dich.“

„Okay“, erwiderte ich seufzend. „Ich beuge mich deinem stählernen Willen.“

Elaine lachte, wandte sich um und lief ins Wasser. Sie blieb tatsächlich vorn am Strand, wo es kaum tiefer als einen Meter war. Obwohl ich nach wie vor Bedenken hatte, ließ ich sie allein. Ich eilte zum Raumgleiter. Auf dem Weg zur Maschine drehte ich mich mehrmals um. Elaine plätscherte vergnügt im Wasser und winkte mir zu.

Ich beschloß, so schnell wie möglich zu ihr zurückzukehren. Aus verschiedenen Gründen. Vor allem aber auch, weil mir nicht wohl bei dem Gedanken war, daß sie in einem völlig unbekanntem Gewässer badete und damit sträflich gegen alle Raumfahrtvorschriften und gegen alle Erfahrungssätze verstieß. Man sprang ebensowenig einfach ins Wasser, wie man ein Raumschiff auf einem fremden Planeten ohne Raumanzug verließ, bevor man sich nicht davon überzeugt hatte, daß die Lebensbedingungen dies erlaubten.

Prilly und Insekten-Sue empfingen mich mit einem wilden Protestgeschrei. Ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich ihnen erlaubte, meine Wunden im Gesicht zu behandeln. Tatsächlich gingen die Schwellungen schon nach Minuten wieder zurück.

Ungeduldig wartete ich das Ende der Behandlung ab. Je länger es dauerte, desto größer wurde meine Sorge um Elaine. Ich machte mir heftige Vorwürfe, weil ich sie allein gelassen hatte.

„Es ist gut“, sagte ich schließlich und befreite mich energisch von Prilly und Insekten-Sue. Dieses Mal gelang es mir jedoch nicht, sie im Gleiter einzusperrern. Die beiden Posbis paßten auf. Bevor ich das Schleusenschott schließen konnte, waren sie bei mir.

Fluchend versuchte ich, sie ins Raumschiff zurückzutreiben, aber vergeblich.

Schließlich fand ich mich mit meinen Begleitern ab.

Ich rannte durch den weichen Sand zum Strand zurück.

Eine böse Ahnung trieb mich voran.

„Nicht so schnell“, schrie Prilly entsetzt.

„Du verbrauchst zu viele Energien. Vorsichtig, Galto!“

Ich brüllte ihr einige Grobheiten zu und kümmerte mich nicht um ihre Proteste. Ich konnte Elaine nicht sehen, wohl aber ihre Kleider, die im rötlich-gelben Sand lagen. Badete sie noch? Tauchte sie vielleicht gerade?

„Elaine“, schrie ich.

Panikartig stürmte ich zum Wasser und blieb schließlich keuchend bei dem kleinen Bündel ihrer Kleider stehen. Das Wasser war klar wie zuvor. Ich konnte bis auf den Grund sehen.

Voller Angst wandte ich mich um und blickte zu den Bäumen zurück. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit den Palmen der Erde. Die Stämme waren schlank und hoch. Sie trugen eine Krone, die aus einer Vielzahl riesiger Blätter gebildet wurde.

Das Unterholz war nicht sehr dicht und bestand hauptsächlich aus blühenden Büschen.

Wollte Elaine sich einen Scherz mit mir machen? Versteckte sie sich irgendwo in paradiesischer Nacktheit?

„Elaine!“ brüllte ich, doch ich bekam keine Antwort.

Jetzt erst kam ich auf den Gedanken, mir die Spuren im Sand anzusehen. Deutlich konnte ich meine dreifache Spur erkennen. Daneben führten die Abdrücke von Elaines Füßen von den Bäumen her zu ihren Sachen und von dort ins Wasser - aber nicht zurück.

In mir krampfte sich alles zusammen, als mir klar wurde, daß das Mädchen noch im Wasser war. Ich rannte etwa hundert Meter zur einen und danach die gleiche Strecke zur anderen Seite, bis ich endlich einsah, daß sie nirgendwo aus dem Wasser gekommen war.

Ich mußte akzeptieren, daß sie noch im Wasser war.

Elaine war tot. Daran gab es keinen Zweifel.

Ich riß mir die Kleider vom Leib und stieß Prilly mit einem wütenden Tritt zur Seite, als sie versuchte, mich davon abzuhalten, ins Wasser zu springen. Ich war wie von Sinnen. Ich stürzte mich ins Wasser und schwamm etwa einhundert Meter weit hinaus, wobei ich immer wieder in die Tiefe blickte. Ich war wie gelähmt vor Angst. Immer wieder fürchtete ich, ihren bleichen, regungslosen Körper in der Tiefe unter mir zu entdecken.

Ich sah ihn nicht.

Langsam kehrte ich an den Strand zurück. Ich machte mir heftige Vorwürfe.

Nie und nimmer hätte ich zulassen dürfen, daß Elaine allein badete.

Doch ich gab noch nicht auf. Ich verfluchte mich, weil ich dadurch Zeit verschwendet hatte, ohne entsprechende Ausrüstung ins Wasser zu gehen. Nackt, wie ich war, rannte ich zum Raumgleiter zurück, riß einen Raumanzug aus dem Ausrüstungsschrank und streifte ihn mir über. Dann kehrte ich zum Strand zurück, schloß den Helm und ging ins Wasser. Es war nicht leicht, sich mit dem Raumanzug unter Wasser zu bewegen. Der Vorteil war jedoch, daß ich tauchen konnte und durch die Schutzscheibe wirklich etwas sehen konnte. Die Unterwasserlandschaft lag wie ein riesiges Aquarium vor mir. Tausende von Fischen aller Art umgaben mich. Einige kamen neugierig an mich heran. Die größten von ihnen waren etwa anderthalb Meter lang. Einige von ihnen rammten mich. Sie wollten mich offenbar aus ihrem Lebensbereich vertreiben. Von Elaine war nichts zu sehen. Ich schwamm weit hinaus und suchte die ganze Bucht ab. Die unvergleichlich schöne Unterwasserwelt ließ mich kalt, so sehr ich mich sonst für solche Dinge begeistern konnte. Je länger ich unter Wasser war, desto deutlicher wurde mir klar, daß es keine Hilfe mehr für Elaine geben konnte.

Ihr Leichtsinn und meine Nachgiebigkeit hatten sie das Leben gekostet. Aus dem offenen Meer mußte ein großer Raubfisch gekommen sein, der sie überfallen und getötet hatte.

Ich wünschte mir sehnsüchtig, ebenfalls von dieser Bestie angefallen zu werden.

Dann hätte ich das schöne Mädchen wenigstens rächen können.

Doch nichts geschah. Selbst als ich etwa einen Kilometer weit auf die offene See hinausschwamm, wurde ich von keinem großen Fisch attackiert. Und von Elaine fand ich keine Spur. Sie war verschwunden, als habe sie niemals zuvor existiert.

Verzweifelt und niedergeschlagen kehrte ich an den Strand zurück. Ich streifte den Raumanzug ab und ließ ihn in den Sand fallen. Wieder und wieder suchte ich nach Spuren von Elaine, bis ich schließlich einsah, daß es keine geben konnte. Prilly und Insekten-Sue verhielten sich ruhig. Sie standen neben mir und bewegten sich nicht.

Sonst konnte ich mich stundenlang mit den Posbis beschäftigen. Ich konnte endlos mit ihnen diskutieren und all die phantastischen Möglichkeiten ausloten, die sich in ihnen verbargen. Jetzt konnte ich ihre Anwesenheit kaum ertragen. Schließlich befahl ich ihnen, den Raumanzug in den Gleiter zurückzubringen. Ich nahm die Kleidungsstücke Elaines auf und hielt sie in den Händen, während ich die Insel auf der Suche nach ihr durchstreifte. Es gab keinen Grund für mich, das noch zu tun. Ich wußte doch, daß sie tot war. Dennoch durchforschte ich die hufeisenförmige Insel bis in den letzten Winkel, als gäbe es noch eine Chance, Elaine zu finden.

Ich fand sie nicht und stieß auch auf keine Spur von ihr. So akzeptierte ich schließlich das Unvermeidliche, als die Sonne unterging. Ich kehrte in den Raumgleiter zurück, ließ mich auf mein Lager sinken und injizierte mir ein starkes Beruhigungsmittel, damit ich schlafen konnte.

„Prilly“, rief ich noch halbwegs benommen.

„Sei ein gutes Mädchen und bring mir einen Kaffee.“

Es blieb still im Gleiter. Das Türschott zu meiner Kabine stand offen. Warum hörte ich nichts? Hielten sich die beiden Posbis in einem anderen Teil des Raumschiffs auf?

Ächzend erhob ich mich. Ich fühlte mich wie zerschlagen. Die Wunden auf meinem Gesicht schmerzten. Müde schleppte ich mich in die Hygienekabine und stellte mich unter die eiskalte Dusche. Die Lebensgeister erwachten. Ich erinnerte mich an Elaine und zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Eilig stellte ich die Dusche ab und ließ mich trocknen. Dann lief ich nackt hinaus. Obwohl ich wußte, daß ich nichts finden würde, suchte ich den Strand erneut ab. Ohne jeden Erfolg.

Niedergeschlagen kehrte ich zum Raumer zurück. Ich überlegte mir, daß es unter diesen Umständen Zeit wurde, daß ich zur SZ-1 zurückflog. Ich würde Rhodan erklären müssen, was vorgefallen war.

Ich streifte mir eine Kombination über und nahm ein leichtes Frühstück zu mir. Erst dabei wurde mir bewußt, daß ich noch immer nichts von Prilly und Insekten-Sue gesehen und gehört hatte. Ich schaltete die Videogeräte ein und rief die beiden. Dann machte ich mich auf den Weg zur Zentrale, weil ich Verbindung mit der SZ-1 aufnehmen wollte.

Die beiden Posbis kamen nicht.

Ich ärgerte mich über ihren Ungehorsam.

„Prilly, Sue“, rief ich ächzend über Interkom. Meine Stimme war in sämtlichen Räumen des Raumschiffs hörbar. „Ich bin verletzt. Ich benötige dringend eure Hilfe. Habt ihr verstanden? Ich blute stark und werde sterben, wenn ihr nicht sofort in die Zentrale kommt.“

Ich hatte einen schalen Geschmack im Mund. Noch niemals hatte ich versucht, meine Freunde mit einem so billigen Trick hereinzulegen. Eine andere Möglichkeit sah ich zur Zeit jedoch nicht.

Es blieb still im Schiff. Minuten verstrichen, ohne daß etwas geschah. Jetzt wurde ich unruhig. Ich machte mich auf die Suche nach den beiden Posbis. Jeden Raum des Schiffes durchsuchte ich. Bis in den letzten Winkel drang ich vor, doch Insekten-Sue und Prilly waren verschwunden.

Voller Unruhe stieg ich aus, nachdem ich durch eine Sicherheitsschaltung dafür gesorgt hatte, daß niemand außer mir das Raumschiff starten konnte. Der verrückte Gedanke, daß ich nicht allein auf der Insel war, ließ mich nicht los.

Mit einem Energiestrahler in der Hand umrundete ich den Raumgleiter. Dabei entdeckte ich die Spuren von Prilly und Insekten-Sue. Die beiden Posbis hatten das Raumschiff offenbar während der Nacht verlassen. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie das getan hatten.

Ich folgte den Spuren bis zum Strand. Etwa fünf Meter hinter den letzten Bäumen und dreißig Meter vor der Wasserlinie endeten sie. Verblüfft blieb ich stehen.

Weder Insekten-Sue noch Prilly konnten fliegen oder sich in der Luft auflösen. Sie konnten nicht teleportieren oder sonst etwas tun, um einen solchen Effekt zu erreichen. Die Spur konnte nicht einfach enden. Das war eine physikalische Unmöglichkeit.

Ich setzte mich in den Sand. Sekundenlang drehte sich alles vor mir. Ich hatte das Gefühl, den Boden unter mir zu verlieren.

Was war hier geschehen?

Wer oder was hatte Elaine und die beiden Posbis geholt?

Ich erinnerte mich an das Codezeichen auf dem Monitorschirm des Raumgleiters. Es hatte angezeigt, daß es auf der Welt keine hochentwickelte Zivilisation gab. Oder irrte ich mich?

Ich sprang auf und rannte zum Raumschiff zurück. Dieses Mal sah ich die Computeranzeigen nicht nur so nebenbei aus den Augenwinkeln heraus an, sondern studierte sie sorgfältig. Danach wußte ich, daß es auf Rasterstop III wirklich kein intelligentes Volk geben konnte, das mit Hilfe einer wie auch immer gearteten Maschinerie eingegriffen hatte.

Dennoch mußte etwas da sein, was höchst gefährlich war.

Ein fliegendes Wesen vielleicht, das Elaine aus dem Wasser geholt und die beiden Posbis ebenfalls aus der Luft heraus angegriffen hatte?

Unwillkürlich blickte ich nach oben. Doch da war nichts, was gefährlich sein konnte.

Als ich den Kopf wieder senkte, fiel mir auf, daß es unter den Bäumen viel heller als vorher war. Ich erhob mich und trat neugierig an die Bäume heran. Tatsächlich war da ein gewisses Leuchten, als ob unter den Büschen ein starker Scheinwerfer eingeschaltet worden wäre.

Ich bog die Zweige der Büsche zur Seite und beugte mich vorsichtig vor, wobei ich den Energiestrahler zog. Was sich auch in den Büschen verbarg, es sollte mich nicht überraschen. Doch plötzlich weitete sich das Leuchten aus und umgab mich. Die Umgebung verschwamm vor meinen Augen. Ich versuchte, zurückzuspringen und aus dem Bereich dieses eigenartigen Lichtes zu fliehen, doch es war schon zu spät. Irgend etwas Fremdes ergriff mich und zerrte mich mit aller Gewalt nach vorn.

Vor meinen Augen wurde es dunkel. Ich streckte die Arme aus und griff ins Nichts. Dann stürzte ich ins Dunkel.

Irgendwann später wurde es wieder hell um mich, und ich konnte wieder klar denken.

Ich lag auf dem Boden einer Halle, die von gelben Deckenleuchten erhellt wurde. Verblüfft richtete ich mich auf.

Wo war ich?

Unwillkürlich blickte ich auf mein Chronometer, doch es verriet mir nichts über die Zeit, die verstrichen war, seit ich den Raumgleiter verlassen hatte, da ich nicht wußte, wann das geschehen war.

Ich erhob mich und drehte mich langsam um mich selbst. Ich befand mich in einer Räumlichkeit, die mich irgendwie an das Innere eines Fragmenttraumers erinnerte.

„Auf jeden Fall hat der Computer nicht die Wahrheit gesagt“, bemerkte ich leise.

„Auf Rasterstop gibt es doch eine Zivilisation.“

Ich korrigierte mich sofort. Meine Schlußfolgerung war zu voreilig gewesen. Ich war mir darüber klar, daß das seltsame Leuchten ein Transportfeld gewesen war, das mich in die Halle gebracht hatte. Das bedeutete jedoch noch nicht, daß ich mich noch immer auf Rasterstop befand. Ebenso gut konnte ich auf einem anderen Planeten dieses Sonnensystems oder gar in einem anderen Sonnensystem sein.

„Aber es kann etwas anderes bedeuten“, sagte ich laut und voller Hoffnung.

„Elaine könnte noch leben!“

Meine Befürchtung, daß sie von einem Raubfisch getötet worden war, konnte irrig sein.

Ich schritt zu einer Wand hinüber, an der einige fremdartig aussehende Maschinen standen. Prüfend blickte ich sie an. Die Armaturen und Hebel sahen ganz anders aus als alles, was ich zuvor auf Raumschiffen angetroffen hatte. Dennoch war alles so eingerichtet, daß ich die Maschinen mit meinen Händen bedienen konnte. Die Erbauer dieser Apparaturen schienen sich also nicht allzu sehr von mir zu unterscheiden.

Ich ging langsam an der Wand entlang und versuchte, einiges von den fremdartigen Dingen in der Halle zu enträtseln. Es gelang mir nicht. Ich gewann lediglich den Eindruck, daß eine gewisse Ordnung im Aufbau der Geräte vorhanden war. Das System konnte ich jedoch nicht erkennen.

Ich widerstand der Versuchung, einfach einige der Maschinen zu bedienen und so irgendeine Wirkung auszulösen. Mit wem ich es auch zu tun hatte, ich wollte ihn nicht mehr als unbedingt notwendig provozieren, da ich nicht wissen konnte, wie er aufgrund seiner Mentalität darauf reagieren würde.

Schließlich fand ich etwas, was ich für eine Tür hielt. Ich probierte vorsichtig aus, ob sie sich öffnen ließ, indem ich eine Reihe von Plättchen, Markierungen, Hebeln und Knöpfen berührte. Zunächst ohne jeden Erfolg. Dann aber drehte ich etwas herum, was so aussah wie eine Birne. Zischend glitt die Tür zur Seite, und ich trat auf einen langgestreckten Gang hinaus. Er war etwa drei Meter hoch und fünf Meter breit. Auch hier standen zahlreiche Maschinen und Apparaturen herum, mit denen ich jedoch nichts anfangen konnte. Ich ging langsam an ihnen vorbei, sah mir jede von ihnen an und bemühte mich, etwas Bekanntes zu finden.

Je weiter ich vordrang, desto mehr verstärkte sich mir der Eindruck, daß ich mich an Bord eines Raumschiffs befand. Doch ich wehrte mich dagegen. Wo sollte dieses Raumschiff verborgen sein? Warum hatten die Hochleistungs-Ortungsgерäte der SZ-1 es nicht erfaßt?

Plötzlich blieb ich stehen.

An der Wand befand sich ein Quadrat mit einer gläsernen Oberfläche. Ich war überzeugt davon, daß es ein Kommunikationsgerät war. Wiederum suchte ich nach jenen Knopf, mit

dem es eingeschaltet werden konnte. Und dieses Mal hatte ich mehr Glück. Ich fand ihn fast auf Anhieb. Der Bildschirm erhellte sich. Ein rotes, pulsierendes Licht erschien.

„He, hallo“, rief ich. „Warum meldet sich denn keiner?“

Das Licht blieb. Dann knackte es einige Male. Mir war, als ob ich jemand atmen hörte. Unruhig sah ich mich um und stellte fest, daß ich allein war. Die Geräusche mußten also aus dem Lautsprecher kommen.

„Nun reden Sie schon, großer Meister. Was ist hier los? Wo bin ich? Was haben Sie mit mir vor? Oder hat es Ihnen die Sprache verschlagen?“

Ich schob meinen Videohelm etwas weiter in den Nacken. Meine Stirn war feucht von Schweiß. Die Situation war alles andere als angenehm für mich.

„Verhalten Sie sich ruhig“, hallte mir eine Stimme in Interkosmo entgegen. Ich fuhr zusammen. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit einer Antwort in einer klar verständlichen Sprache. Ich kombinierte blitzschnell. Entweder hatte der Unbekannte Elaine in die Mangel genommen, die beiden Posbis angezapft oder die Funkgespräche der Besatzungsmitglieder der SZ-1 belauscht und einem eigenen Translator-Computer eingespeist.

„Ha!“ antwortete ich empört. „Sie sind mir vielleicht ein Scherzbold. Erst entführen Sie meine Partnerin, dann lassen Sie die beiden Halblebenden verschwinden, und schließlich kassieren Sie auch mich. Und am Gipfel der Unfreundlichkeiten angelangt, fordern Sie von mir Ruhe. Sonst noch etwas?“

„Wir suchen die Kommunikation mit dem Fremden“, antwortete der Unbekannte.

„Ruhiges Verhalten und ein ausgeglichenes Wesen sind die besten Voraussetzungen dafür. Ihr Leben ist nicht bedroht.“

„Fabelhaft“, erwiderte ich enttäuscht. Ich hatte gehofft, daß der Fremde auf meinen Trick hereinfliegen und mir Informationen über Elaine und die beiden Posbis geben würde. Er hatte jedoch ignoriert, was ich gesagt hatte.

„Wir müssen uns über eines klar sein. Wenn Sie mit mir plaudern wollen, dann kommen Sie mal heraus aus Ihrem Kämmerlein. Ich will sehen, mit wem ich es zu tun habe.“

Das war offenbar zuviel. Mein Gesprächspartner schaltete die Verbindung ab. Der Bildschirm wurde dunkel.

Ich fluchte und trommelte mit den Fingern auf dem Knopf herum, mit dem man das Bildgerät einschalten konnte. Doch jetzt erreichte ich überhaupt nichts.

Nachdenklich setzte ich mich auf eine Maschine. Ich fragte mich, warum der Unbekannte das Gespräch so schnell wieder abgebrochen hatte. Er mußte einen Grund dafür haben. Leider war ich kein Kosmopsychologe und konnte mich daher in fremde Mentalitäten nicht so schnell hineinversetzen. Ich war Robotologe.

Bei diesem Gedanken fuhr ich erneut zusammen. Unwillkürlich schlug ich mir mit der flachen Hand vor den Kopf. Wo waren Konzentration und Aufmerksamkeit geblieben? Waren aus den Worten des Fremden nicht robotische Verhaltensweisen herauszuhören gewesen?

Ich schloß die Augen und versuchte, das Gespräch zu rekonstruieren. Es gelang mir mühelos. Und dann zweifelte ich kaum noch daran, daß ich mit einem Computer gesprochen hatte. Nun wurde mir auch klar, weshalb dieser das Gespräch so abrupt beendet hatte. Mit der unübertreffbaren Klarsichtigkeit eines Roboters hatte er festgestellt, daß eine echte Kommunikation mit mir zu diesem Zeitpunkt nicht möglich war. Daraus hatte er die Konsequenzen gezogen und abgeschaltet.

Ich erhob mich und atmete einige Male tief durch. Jetzt fühlte ich mich schon ein wenig wohler. Ich glaubte zu wissen, mit wem ich es zu tun hatte, und Robotern war ich gewachsen. In ihrer Nähe fühlte ich mich zu Hause. Ich kannte ihre Eigenarten und konnte daher auch mit ihnen umgehen.

Sollten sie nur kommen. Ich würde schon das Beste daraus machen. Zunächst galt es für mich, Elaine zu finden. Ich war mir dessen ganz sicher, daß sie hier irgendwo war.

Ich schritt den Gang weiter hinunter, denn ich dachte gar nicht daran, abzuwarten, bis es dem Computer einfiel, die Initiative zu ergreifen. Hin und wieder blieb ich stehen und sprach einfach in die Luft hinein, denn mir war klar, daß ich ständig beobachtet wurde. Was ich sagte, erreichte den Computer. Ich bemühte mich, ihm zu verstehen zu geben, daß ich kommunikationsbereit war.

Am Ende des Ganges war eine Tür. Ich hatte keine Mühe, sie zu öffnen. Und auch die weiteren Türen, mit denen ich es zu tun hatte, stellten kein Problem für mich da. Die Räume, die ich durchschritt, enthielten Maschinen, die ich ebensowenig enträtseln konnte wie jene, die ich zuvor gesehen hatte.

Dann stand ich plötzlich vor einem Schacht. Er hatte einen Durchmesser von etwa vier Metern. Die Wände waren glatt. Sie schimmerten rot. Mir scheint, daß das Licht aus den Wänden selbst kam.

Ich beugte mich vorsichtig vor und blickte erst nach oben, dann nach unten.

Weder hier noch dort konnte ich ein Ende sehen. Es war ein Antigravschacht. Es mußte einer sein. Also suchte ich die Wände des Ganges nach einer Schachtvorrichtung ab. Ich fand schließlich ein handgroßes Kästchen, das sich in die Luft drücken ließ. Im Schacht baute sich ein flimmerndes Feld auf. Ich zog mir einen Stiefel aus und warf ihn hinein. Er schwebte rasch nach oben.

Als ich ihm folgen wollte, hörte ich ein Geräusch hinter mir.

Ich fuhr herum.

Vor mir stand ein Roboter. Er hatte eine entfernt humanoide Gestalt, überragte mich um etwa einen Meter und verfügte über vier Teleskoparme, die er mir entgegenstreckte. Sicherlich tat er das nicht in der Absicht, mich freundlich zu umarmen.

Ich sprang in den Antigravschacht hinein, doch er raste hinter mir her, packte mich am Fuß und zog mich wieder heraus. Mit einer raschen Bewegung befreite ich mich. Ich ließ mich zu Boden fallen, rollte mich zur Seite, schob mich an der Wand hoch und rettete mich mit einem Hechtsprung an ihm vorbei.

Ich griff zur Waffe, doch bevor ich sie hoch genug heben konnte, hieb er sie mir aus der Hand. Der Schlag war so heftig, daß die Zielvorrichtung auf dem Blaster zersplitterte. Diese Maschine suchte offenbar keine Kommunikation, sondern ging äußerst rabiat vor.

„Nun mal ruhig“, sagte ich so gefaßt als möglich. „Es ist nichts damit gewonnen, daß du mich tötest. Ich verzichte auf die Flucht, wenn du dich still verhältst.“

Er antwortete nicht. Aus dem oberen Teil seines Rumpfes ragte ein ovales Gebilde hervor, das mit sechs Linsen und einer Reihe von bizarren Antennen versehen war. Die Antennen wedelten hin und her. Das war die einzige Reaktion auf meine Worte.

Der Roboter näherte sich mir. Der Boden erzitterte unter seinen Schritten, und ich wunderte mich, daß es ihm vorher gelungen war, so dicht an mich heranzukommen, ohne daß ich etwas gemerkt hatte. Es half alles nichts. Ich mußte versuchen, an den Energiestrahler zu kommen und den Roboter zu vernichten.

Ich schnellte mich zur Seite. Doch schon im Sprung wurde mir klar, daß ich es nicht schaffen konnte. Ein Arm des Roboters zuckte auf mich zu. Ich riß meine Hand zurück und schrie vor Schmerz auf. Ich landete auf dem Boden und brachte mich mit einer Rolle in Sicherheit. Auf dem Boden liegend, blickte ich auf meine Hand. Der Zeigefinger der rechten Hand war der Länge nach aufgerissen. Das Blut strömte heraus, und die Schmerzen lähmten mich. Dadurch reagierte ich für den Bruchteil einer Sekunde zu spät, als der Roboter erneut angriff. Ich schaffte es nicht mehr, ihm auszuweichen. Er packte meinen Arm und hielt mich mit unwiderstehlicher Kraft fest. Was ich auch versuchte, ihm zu entkommen. Es war umsonst. Ich warf mich in seinen stählernen Armen hin und her und brüllte aus voller Kehle. Doch das half mir alles nichts.

Der Hauptcomputer dieser Anlage antwortete nicht. Und der Roboter schien taub zu sein.

Nach einigen Minuten gab ich den Kampf erschöpft auf. Keuchend lag ich in den Armen des Roboters und konnte nichts mehr tun. Das Blut schoß aus meinem Finger.

Ein Sonderarm fuhr surrend aus dem wuchtigen Hauptkörper des Roboters hervor, und ein kantiges Gebilde drückte sich gegen meine Hand. Ich spürte, daß etwas Eiskaltes unter meine Haut schoß. Und Sekunden später verlor ich jegliches Gefühl in meinem rechten Arm. Der Sonderarm glitt wieder in den Körper zurück und fuhr erneut aus. Dieses Mal aber blitzte ein Skalpell an seiner Spitze.

„Nein“, schrie ich von panischer Angst erfüllt. „Nein, zum Teufel!“

Ich fürchtete um meinen Arm. Wieder warf ich mich wild hin und her und kämpfte gegen den Roboter an, aber wiederum vergeblich. Die Maschine trennte mir den Zeigefinger meiner rechten Hand ab. Dann fauchte etwas Helles gegen meine verstümmelte Hand.

Ich sah eine Flamme, die gegen die Operationsnarbe schlug.

Das war zuviel. Ich wurde ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich an der gleichen Stelle auf dem Gang wieder. Der Roboter war verschwunden. Das Antigravfeld flimmerte nicht mehr. Mir war übel. Von meiner rechten Hand gingen Schmerzen aus, die sich über den Arm bis in die Schulter hinein zogen und so stark waren, daß ich kaum klar denken konnte.

Ich schleppte mich zu dem Kästchen an der Wand und drückte es hinein. Obwohl ich kaum glauben konnte, daß ich dieses Mal Erfolg haben würde, war es so. Das Antigravfeld baute sich wieder auf. Ich eilte mit letzter Kraft zum Schacht und ließ mich einfach hineinfallen. Erleichtert stellte ich fest, daß ich nach oben davongetragen wurde.

Oben, so sagte ich mir, mußte irgendwo die Rettung sein. Dort, davon war ich seltsamerweise überzeugt, mußte die hufeisenförmige Insel sein.

Vor Schwäche und Schmerzen schloß ich die Augen. Minuten verstrichen, in denen ich halb zwischen Bewußtsein und Ohnmacht schwebte. Dann aber drückte mich etwas aus dem Antigravschacht hinaus, und ich sank zu Boden. Jetzt aber erholte ich mich rasch. Ich erhob mich und sah mich um. Ich fand mich in einem Vorraum, der offenbar das Ende des Antigravschachts bildete. In einer der Wände zeichneten sich die Umrisse einer Tür ab.

Ich ging zu ihr hinüber und fuhr langsam mit den Händen über die Wände, bis sie sich öffnete. Sie schwang nach außen auf. Frische, salzige Luft wehte mir entgegen. Ich sah Felsen und palmenähnliche Bäume.

Aufatmend eilte ich hinaus. Ich hatte das Gefühl, aus einer Hölle entkommen zu sein. Jetzt zog es mich mit aller Macht zum Raumgleiter hin. Für mich gab es nur noch eine Möglichkeit. Ich mußte so schnell wie möglich zur SZ-1 fliegen und Perry Rhodan benachrichtigen. Er konnte mir sicherlich einige Mutanten und Hilfskräfte mitgeben, mit denen ich die Anlage in der Tiefe erforschen und Elaine und die Posbis befreien konnte.

Jetzt fragte ich mich nur noch, wie ich auf den Gedanken hatte kommen können, in einem Raumschiff zu sein. Dabei war das Naheliegende doch von Anfang an gewesen, daß ich mich in einem Komplex befand, der tief unter der Oberfläche des Planeten angelegt worden war.

Während ich zum Raumgleiter ging, wurde mir auch klar, daß ich keineswegs freiwillig auf dieser Insel gelandet war. Irgend etwas mußte mich hierher gelockt haben. Wahrscheinlich hatte der Computer in der Tiefe die Steuerung des Raumers beeinflußt, ohne daß ich es bemerkt hatte.

Fieberhaft überlegte ich, was ich Rhodan sagen sollte. Er würde sicherlich nicht gerade erbaut darüber sein, daß Elaine durch meine Schuld in Schwierigkeiten gekommen war.

Ich lief um einige Felsen herum, die mich noch von der Lichtung trennten, auf der der Raumgleiter stand. Dann blieb ich wie angewurzelt stehen. Mir war, als versinke der Boden unter meinen Füßen.

Das Raumschiff war verschwunden.

Ich rannte bis zu der Stelle, an der der Raumgleiter gestanden hatte. Wären die Abdrücke der Landeteller nicht gewesen, hätte ich vielleicht an meinem Erinnerungsvermögen gezweifelt und an anderer Stelle gesucht. So aber hämmerte es sich mir ein, daß der Raumer an dieser Stelle gewesen war. Daran war nichts zu deuteln.

Mir war auch klar, wo er geblieben war. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, da ich die Rückholsteuerung blockiert gehabt hatte. Rhodan hatte den Gleiter nicht zurückrufen können. Nur der Computer tief unter der Insel konnte das kleine Raumschiff entführt haben. Als ich bis dahin gekommen war, fuhr ich herum und rannte auf meinen Spuren bis zu der Stelle zurück, an der ich aus den Felsen getreten war.

Ich sah, wo meine Spur endete. Daraus konnte ich mühelos erkennen, wo der Zugang zum Antigravschacht sein mußte. Doch ich fand ihn nicht. Mit wachsender Nervosität suchte ich die Felsen ab, ohne auch nur den feinsten Spalt oder die kleinste Bruchstelle sehen zu können.

Je länger ich suchte, desto wütender wurde ich. Ich wußte genau, daß ich direkt vor einer Geheimtür stand, aber ich konnte sie nicht öffnen.

Ich machte mir die heftigsten Vorwürfe. Was für ein Narr war ich doch gewesen. Wie hatte ich ohne Elaine aus der Anlage in der Tiefe fliehen können? Ich blickte auf meine rechte Hand, als könne diese mir eine Antwort auf meine Frage geben. An der Stelle, an der der Finger abgetrennt worden war, sah sie schwärzlich und verbrannt aus.

Ich hatte nicht die geringsten Hilfsmittel, mit denen ich einen provisorischen Sender hätte bauen können. Mit diesem hätte ich die SZ-1 verständigen und damit das Problem lösen können.

Ich schreckte auf.

Die SOL! Das war meine Rettung. An Bord der Schiffsteils SZ-1 gab es Mutanten. Telepathen, die meine Notrufe hören konnten, wenn ich mich nur ausreichend konzentrierte.

Ich setzte mich in den sonnenheißen Sand, schloß die Augen und konzentrierte mich auf Gucky, den Mausbiber. In Gedanken rief ich ihn immer wieder, bis plötzlich etwas über mich herabstürzte. Ich vernahm ein eigenartiges Geräusch, öffnete die Augen, fand mich in blendender Helle. Dann war mir, als schlüge mir jemand von hinten etwas über den Rücken. Ich schrie auf und stürzte nach vorn. Unwillkürlich streckte ich die Arme aus. Sie griffen ins Leere, und es wurde immer wieder dunkel um mich.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war, als ich wieder zu mir kam. Mein Chronometer funktionierte nicht. Aber das interessierte mich auch nicht weiter. Ich erhob mich vom Boden, auf dem ich gelegen hatte, und sah mich um. Mühelos stellte ich fest, daß ich in dem gleichen Raum materialisiert war, in dem ich schon einmal aufgewacht war. Daß ich eine Art Teleportation mitgemacht hatte, daran zweifelte ich nicht.

Ich zuckte zusammen, als mir auffiel, daß sich etwas verändert hatte. Augenblicklich hob ich meinen rechten Arm erneut. Ich schob das Chronometer ab und warf es weg. Es war mir egal. Fassungslos blickte ich auf meinen Zeigefinger. Er war wieder da.

Hatte ich geträumt, oder war ich drauf und dran, den Verstand zu verlieren? Ich betrachtete ihn aus nächster Nähe. Krümmte und streckte ihn, betastete und kniff ihn. Alles war in Ordnung. Es war, als wäre er nie weg gewesen.

Schließlich entdeckte ich eine haarfeine Linie am Ansatz des Zeigefingers. Sie verriet mir, daß ich unter meiner Videohaube doch noch in Ordnung war. Man hatte mir den Finger abgetrennt und wieder angepflanzt. Mochte der Teufel wissen, welchen Sinn das hatte.

Ich ging auf die Tür zu, durch die ich die Halle schon einmal verlassen hatte. Wenn der Computer wollte, daß alles noch einmal von vorn begann, dann wollte ich mich nicht widersetzen.

Ich öffnete die Tür und blieb überrascht stehen, denn vor mir lag ein kleiner Raum, der in gewisser Weise sogar behaglich eingerichtet war. Ich trat ein. Hinter mir fiel die Tür zu, aber das machte mir nichts aus, da ich überzeugt war, mich jederzeit frei bewegen zu können.

Der Raum enthielt drei Sitzgelegenheiten, eine breite Liege, einen Tisch, zwei Hocker, eine Bodenvase, in der allerdings keine Blumen steckten, und zwei Bildgeräte. Auf einem wandhohen Bildschirm lief ein Film ab, der über Rasterstop III berichtete. Zunächst glaubte ich, daß der Computer mir durch ihn etwas mitteilen wollte. Dann aber merkte ich, daß er nur einen beruhigenden Bericht darstellte, in dem ohne Kommentar die Natur des Planeten geschildert wurde. Ich suchte nach dem Knopf, mit dem man das Gerät abstellen konnte.

„Gefällt Ihnen der Film nicht?“ fragte eine weiche Altstimme hinter mir.

Ich drehte mich rasch um. Vor mir stand ein atemberaubend schönes, schwarzhaariges Mädchen, das mich mit großen Augen neugierig musterte. Sie war nur wenig kleiner als ich und hatte eine Figur, wie sie vollkommener kaum sein konnte.

Mir verschlug es die Sprache. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht damit, einem solch verführerischen Wesen zu begegnen. Das Mädchen trug eine halb durchsichtige Bluse und hautenge lange Hosen. Barfüßig schritt sie zur Liege, setzte sich darauf und blickte mich herausfordernd an.

Ich lächelte und ging zu dem schönen Geschöpf hinüber.

„Wie heißt du?“ fragte ich mit einer Stimme, die bisher jedes Mädchenherz hatte höher schlagen lassen.

„Arlon“, antwortete sie und befeuchtete sich die Lippen mit der Zungenspitze.

Ich setzte mich neben sie auf die Liege und legte ihr den Arm um die Schulter. Dabei machte ich mir keinerlei Gedanken darüber, daß sie mich verstand und Interkosmo sprechen konnte. Meine Hände glitten über ihre seidige Haut.

In einer solchen Situation sollen manche Männer noch denken können.

Ich nicht!

Sie war blond und hatte blaue Augen, Das Haar reichte ihr bis auf die Schultern und war im Nacken zu einem Zopf verflochten. Sie trug einen seidig-durchsichtigen Umhang und sonst gar nichts. Freundlich lächelnd kam sie durch die Tür und trat auf mich zu.

„Hallo“, sagte ich und schluckte. „Ich hatte eigentlich mit Arlon gerechnet.“

Sie blieb dicht vor mir stehen und blickte zu mir auf.

Ich spürte, daß sich mir ein Ring um die Brust legte.

„Mein Name ist Berlon“, eröffnete sie mir. „Magst du mich?“

„Wo bin ich denn?“ fragte ich verblüfft.

„Ich hatte ja keine Ahnung, daß es hier von schönen Mädchen nur so wimmelt.“

Ich legte Berlon die Hände an die Schulter und zog sie behutsam an mich heran. Sie schien das zu mögen, denn ein Leuchten ging über ihr Gesicht, das mir das Herz erwärmte. Doch dieses Mal trübte sich mir der Verstand nicht so schnell. Ich küßte das Mädchen und schob es dann sanft von mir, bevor es mich allzu leidenschaftlich umklammern konnte.

„Ich habe viel für so hübsche Geschöpfe wie dich übrig“, erklärte ich.

„Doch bevor wir uns amüsieren, könntest du mir ein paar Fragen beantworten.“

„Wenn es unbedingt sein muß“, entgegnete sie zögernd.

„Es muß. Vor allem möchte ich wissen, wo Elaine ist.“

„Wer ist Elaine?“

„Es mag zu anderen Zeiten ganz lustig sein, wenn du dich dumm stellst“, erwiderte ich grob, „aber jetzt habe ich keine Lust, darüber zu lachen. Also, wo ist Elaine?“

Ihre schönen Augen verdunkelten sich, und ich bereute, daß ich so heftig gewesen war.

Ich legte Berlon den Arm um die Schulter, führte sie zur Liege und setzte mich zusammen mit ihr.

„Du weißt doch, wer Elaine ist, nicht wahr?“

„Du meinst das Mädchen, das bei dir war?“ fragte sie und zeigte nach oben.

„Allerdings“, erwiderte ich erleichtert. Mit dieser kleinen Geste hatte sie mir zu verstehen gegeben, daß sie genau darüber informiert war, um was es ging. Sie wußte, daß ich von der Insel entführt worden war. „Nun sage mir schon, wo Elaine ist.“

Sie blickte mich an, und plötzlich wurde mir kalt. Warum antwortete sie nicht? War Elaine nicht hier? War sie vielleicht doch von einem Raubtier überfallen und getötet worden? Ich preßte die Lippen zusammen. Ich wollte nichts von meinen Befürchtungen sagen, um Berlon nicht auf eine Ausrede zu bringen, auf die sie allein vielleicht gar nicht kommen würde.

„Also, wo ist Elaine?“

Sie schlug die Augen nieder. Offensichtlich hatte sie damit gerechnet, daß ich mich ihrer erst zärtlich annehmen und dann Fragen stellen würde. Sie ahnte ja nicht, wieviel Beherrschung es mich kostete, die richtige Reihenfolge einzuhalten.

Sie versuchte es mit einem raffinierten Trick, indem sie ihren Umhang noch ein wenig weiter über die Schultern herunterrutschen ließ.

„Wo ist Elaine?“ fragte ich erneut.

Sie erhob sich und verließ schwebend den Raum. Ich sah ihr nach, wie sie sich in den Hüften wiegte und das Haar mit koketter Bewegung in den Nacken warf, und ich verfluchte mich wegen meiner Hartnäckigkeit. Ich wollte sie im letzten Moment zurückrufen, doch dann biß ich mir auf die Lippen. Nur dann hatte ich eine Chance, wenn ich durchhielt.

Die Tür fiel zu. Ich war wieder allein. Ich ließ mich auf die Liege sinken und streckte mich aus. Nur jetzt nicht zeigen, wie es wirklich in mir aussah. Ich wußte ja nicht, ob nicht irgendwo Kameras angebracht waren, die mich ständig beobachteten.

Die Tür öffnete sich wieder, und Elaine trat ein.

Ich fuhr von der Liege hoch und eilte auf sie zu. Elaine war völlig unbekleidet.

„Elaine“, rief ich und eilte ihr entgegen.

Sie flog mir in die Arme und umklammerte mich. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Galto“, sagte sie stammelnd.

„Ich dachte schon, alles wäre vorbei. Wo sind wir hier? Was ist überhaupt passiert?“

„Du warst plötzlich verschwunden“, erwiderte ich. „Ich habe dich überall gesucht. Ich dachte, du wärest ertrunken, oder ein Fisch hätte dich überfallen.“

Sie löste sich von mir und blickte an sich herab.

„Du könntest mir etwas von deinen Sachen geben“, sagte sie.

„Ich bin lange genug nackt hier herumgeirrt.“

„Man hat dir nichts gegeben?“ fragte ich, während ich Bluse und Hose abstreifte. Für mich genügte es, wenn ich Unterwäsche trug. Es war warm in der Station.

„Wer hätte mir etwas geben sollen? Ich habe niemand gesehen. Ich habe geschrien wie eine Verrückte, aber niemand hat sich um mich gekümmert. Ich dachte, ich wäre ganz allein in dieser Anlage hier.“

Mit einem gewissen Bedauern sah ich zu, wie sie meine Sachen anzog. Mich hätte es nicht gestört, wenn sie weiterhin so geblieben wäre, wie sie vorher war.

Ich erklärte ihr, was ich wußte, und ich berichtete ihr, was geschehen war.

Die Existenz von Arlon und Berlon verschwieg ich allerdings, um schwierigen Diskussionen aus dem Wege zu gehen.

„Und was machen wir nun?“ fragte sie schließlich.

„Ich habe mir alles genau überlegt“, erwiderte ich. „Wichtig war mir vor allem, dich zu finden. Prilly und Insekten-Sue sind mir zwar auch lieb, aber sie können sich notfalls auch allein helfen. Wir beiden sollten nach oben fliehen.“

„Damit ist aber noch nichts gewonnen“, erwiderte sie.

„Wir können die Insel nicht verlassen.“

„Auch daran habe ich gedacht. Ich werde versuchen, einfache Bauteile zu gewinnen und aus ihnen einen Sender zu basteln, mit dem wir die SZ-1 verständigen können. Das kann nicht weiter schwierig sein.“

„Also gut, Galto, dann laß uns von hier verschwinden. Je eher wir aus dieser Anlage heraus sind, desto besser.“

Ich zog sie an mich und küßte sie. Dabei wurde mir noch erheblich wärmer als zuvor bei Arlon oder Berlon. Warum das so war, wurde mir erst viel später klar. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn wir mit unserer Flucht noch ein wenig gewartet hätten, doch ich dachte an die Kameras, die möglicherweise vorhanden waren. Sie hielten mich davon ab, Elaine allzu intensiv in die Arme zunehmen.

Seltsam, dachte ich. Bei Arlon habe ich daran überhaupt nicht gedacht.

Wir verließen den Raum und erreichten einen langgestreckten Gang. Ich erkannte ihn wieder. Hier war ich schon einmal gewesen. Augenblicklich begann ich mit meiner Suche nach geeigneten Teilen für einen Notsender. Doch schon bald wurde ich enttäuscht. Als ich ein Kommunikationsgerät fand, gelang es mir nicht, es aufzubrechen. Selbst mit wütenden Fußtritten war nichts auszurichten.

„Versuchen wir es woanders“, sagte ich. „Wir müssen etwas haben. Daran ist nichts zu rütteln. Ohne Sender wäre eine Flucht sinnlos.“

Elaine lehnte sich an mich und schnurrte wie eine Katze.

„Warum eigentlich?“ fragte sie lächelnd. „Ich könnte mir ein Leben mit dir oben auf der Insel auch ganz hübsch vorstellen.“

„Immer mit dem Gedanken daran, daß uns plötzlich ein Lichtfeld überraschen und auseinanderreißen könnte?“ Ich schüttelte den Kopf.

„Nein, danke, Elaine. Das ist nichts für mich.“

„Wir könnten uns ein Floß bauen und damit zu einer anderen Insel übersetzen.“

„Das ist eine Möglichkeit, über die nachzudenken sich lohnt“, gab ich zu. „Wenn alle Stränge reißen, werden wir das machen.“

Ich sah, daß Elaine erbleichte. Sie blickte mit geweiteten Augen an mir vorbei. Rasch drehte ich mich um. Etwa fünfzig Meter von uns rollte ein Roboter aus einer Seitentür auf den Gang hinaus. Es war eine raupenähnliche Konstruktion mit einem etwa vier Meter langen Rumpfteil und einem zwei Meter hohen Vorderteil, das senkrecht daraus emporragte. Sie bewegte sich rasselnd auf Ketten voran. Als sie sich uns näherte, konnte ich sehen, wie sechs mit Werkzeugen versehene Arme aus dem vorderen Teil ausfahren. Ein Kranz von optischen Linsen drehte sich auf einem pilzförmigen Aufbau.

Ich ergriff die Hand Elaines und flüchtete zusammen mit dem Mädchen über den Gang zurück. Wir waren jedoch nicht weit, dann öffnete sich ein anderes Schott, und ein birnenförmiger Roboter schwebte auf einem Antigravfeld auf uns zu. Auch er verfügte über sechs Arme, die mit Greifwerkzeugen versehen waren.

Wir bleiben stehen.

„Okay, unbekannter Meister“, rief ich. „Wir sehen, daß du in der Übermacht bist. Das akzeptieren wir. Jetzt warten wir auf deine Anweisungen.“

Der Computer schien im Gegensatz zu mir nicht der Ansicht zu sein, daß er mir eine Erklärung oder eine Anleitung schuldig war. Er schien alles schweigend erledigen zu wollen.

Elaine drückte sich ängstlich an mich, als sich die Roboter uns weiter näherten. Die Bedrohung war nicht zu übersehen. Ich dachte an meinen Kampf mit dem Roboter, dem ich am Antigrafschacht begegnet war. Er hatte mich einen Finger gekostet. Es tröstete mich keineswegs, daß dieser später wieder angeflickt worden war. Wer konnte denn sagen, ob man mir dieses Mal nicht einen Arm, ein Bein oder sonst etwas rauben würde? Und wer gab mir die Garantie, daß diese Verstümmelung wieder rückgängig gemacht wurde?

Ich blickte Elaine an, und die Kehle schnürte sich mir zu.

Meine besonderen Beziehungen zu den Posbis hatten gewisse körperkosmetische Operationen für mich schon fast zur Selbstverständlichkeit werden lassen. Ich war gewohnt, daß man hier und da ein wenig an mir herumschnippelte. Überall am Körper trug ich Prothesen, deren Leistungsfähigkeit sogar noch größer war als die der natürlich gewachsenen Gelenke und Körperteile.

Für Elaine mußte eine solche Operation ein Alptraum sein. Ich durfte es gar nicht erst soweit kommen lassen, daß die Roboter ihr etwas abtrennten.

Wichtig warf ich mich gegen etwas, was ich für eine Tür hielt. Doch damit erreichte ich nichts. Das Schott öffnete sich nicht.

„Komm“, schrie ich Elaine zu und riß sie mit mir. Wir hasteten auf einen anderen Durchgang zu. Dieses Mal versuchte ich, den Schaltmechanismus zu finden, aber auch damit hatte ich keinen Erfolg. Die Roboter kamen rasend schnell näher.

Buchstäblich im letzten Moment gelang es mir, eine armlange Stahlstange aus einer länglichen Maschine zu reißen, die sich neben der Tür befand. Damit drang ich auf den raupenähnlichen Roboter ein, als dieser seine Greifarme nach Elaine ausstreckte. Mit voller Wucht hieb ich ihm die Stange über die Arme und schlug sie damit nach unten.

Der andere Roboter packte mich an den Armen und am Hinterteil und schleuderte mich herum. Ich schrie auf vor Schmerz. Für einige Sekunden befürchtete ich, auseinandergerissen zu werden. Ich landete auf dem Boden. Die Stahlstange entfiel mir, und ich preßte die Hände auf meinen schmerzenden verlängerten Rücken.

In diesem Augenblick öffnete sich wenige Meter von uns eine Tür.

Prilly und Insekten-Sue kamen aus dem Gang heraus.

„Prilly“, schrie ich begeistert. „Sue! Helft mir!“

Elaine atmete erleichtert auf. Auch sie schöpfte neue Hoffnung angesichts der Posbis.

„Seht die beiden toten Geschöpfe“, rief ich. „Sie bedrohen uns. Drängt sie ab. Ihr steht über ihnen, da sie kein lebendes Teil in sich haben.“

Weder die beiden Roboter noch meine Posbi-Freunde beobachteten meinen Hilferuf. Die Roboter kümmerten sich nicht um die Posbis, sondern stürmten erneut auf mich ein, und die beiden Posbis taten, als ob die Roboter nicht vorhanden seien. Sie schrien auf. Lampen blinkten an ihnen auf, und sie streckten die Arme nach mir aus, als sie sahen, daß ich den Kampf gegen die Maschinen wieder aufnahm.

„Steht doch nicht so dämlich herum“, brüllte ich wütend, während ich mit der Stahlstange auf meine beiden Gegner einhieb. „Helft mir, verdammt.“

Der Roboter, der auf einem Antigraffeld glitt, packte mich im ungünstigen Moment, als ich vom Schwung meines eigenen Schlages nach vorn gerissen wurde. Seine Greifwerkzeuge erfaßten mich da, wo sie mich schon einmal gequält hatten. Sekunden später hing ich hilflos strampelnd in der Luft und versuchte, mich von den Klauen zu befreien. Doch diese hatten sich tief in meinen verlängerten Rücken gebohrt, und ich konnte froh sein, daß sie mich nicht zerfetzten.

Prilly und Insekten-Sue jammerten entsetzt. Anstatt mir zu helfen, beklagten sie die schreckliche Tatsache, daß ich verletzt worden war. Sie wähten mich mal wieder in Lebensgefahr und waren nun nicht mehr in der Lage, in den Bahnen zu denken, die für mich allein wichtig waren. Sie erstarrten mitten in der Bewegung. Das Blinken einiger Lämpchen zeigte mir an, daß sie in Funkverbindung mit den beiden Robotern standen.

Ich fluchte wütend, da ich nun nicht mehr verfolgt werden konnte, was sich zwischen ihnen abspielte.

Endlich ließ mich der Roboter auf den Boden herab. Die Schmerzen waren so stark, daß ich mich nur noch mühsam bei Bewußtsein hielt. Elaine beugte sich über mich. Sie schien sich nicht mehr von den Robotern zu fürchten.

„Armer Galto“, sagte sie mitfühlend. „Sie haben dich so gequält.“

„Das kann man wohl sagen“, antwortete ich stöhnend.

Ich lag auf dem Bauch, weil ich es anders nicht ausgehalten hätte.

Prilly und Insekten-Sue rückten an mich heran, und auch der raupenähnliche Roboter kam. Er schob seine Arme vorsichtig unter mich und hob mich hoch. Ich hätte heulen können vor Wut. Jetzt war er so behutsam, aber vorher hatte er keine Rücksicht genommen, dabei wäre es da noch rechtzeitig gewesen. Ich spürte einen Stich im Rücken, und gleich darauf ließen die Schmerzen nach. Der Roboter transportierte mich ab. Elaine ging neben mir her. Sie hielt meine Hand. Ich wußte bereits, was jetzt folgen würde, aber ich war durch die Betäubungsspritze so beeinträchtigt, daß ich nichts sagen konnte.

Eine Tür öffnete sich vor uns, und der Roboter trug mich in einen hell erleuchteten Raum. Ich sah einen Operationstisch.

„Nein“, flüsterte ich ächzend. „Nein, bitte nicht.“

Sie durften es nicht tun. Ich hatte es mir gefallen lassen, daß sie mir Gelenke, Zähne und Schädeldecke ausgetauscht hatten. Aber das, was sie jetzt wollten, das ging einfach zu weit.

„Elaine“, rief ich, meine letzten Kräfte aufbietend, „du mußt es verhindern.“

„Aber, Galto“, antwortete sie weich. „Es muß sein. Der Roboter hat dich so verletzt, daß etwas geschehen muß.“

„Aber doch nicht dort“, erwiderte ich verzweifelt.

„Das ist doch nur zum Sitzen da und zu sonst nichts“, erklärte sie *mir* mit typisch weiblicher Ahnungslosigkeit.

„Das stimmt nicht“, sagte ich stöhnend. „Das hat eine ganze Menge mit männlicher Würde zu tun. Ein erheblicher Teil der männlichen Ausstrahlungskraft sitzt gerade dort.“

„Ich werde dafür sorgen, daß man dir noch erheblich mehr Ausstrahlungskraft hineinverpflanzt“, versprach sie mir lächelnd.

Das war zuviel. Vor mir drehte sich alles. Ich hielt es nicht mehr aus. Wütend schlug ich um mich, stemmte mich gegen den Operationstisch und versuchte, mich von ihm abzuwälzen. Doch damit erreichte ich gar nichts für mich. Im Gegenteil. Prilly, Insekten-Sue und die beiden Roboter schnallten mich am Operationstisch fest, bis ich noch nicht einmal mehr einen Finger krümmen konnte.

„Du brauchst dir keine Sorgen zu machen“, sagte Insekten-Sue und stakte auf ihren dünnen Spinnenbeinen um den Operationstisch herum, bis sie in mein Blickfeld geriet. „Du wirst synthetische Muskeln erhalten, die weitaus leistungsfähiger sind als die bisherigen. Die biologisch lebende Substanz, die uns von dieser Station zur Verfügung gestellt wird, ist wesentlich widerstandsfähiger als das natürliche Fleisch. Es kann Stürze bedeutend besser abfangen und wird außerdem mit einer federnden Substanz angereichert.“

„Was heißt das?“ erkundigte ich mich mit versagender Stimme.

„Das bedeutet, daß du künftig von deinem eigenen Hinterteil wieder hochgeschleudert werden wirst, wenn du mal zu Boden stürzt“, setzte der Posbi mir auseinander.

„Welch ein Fortschritt“, antwortete ich stöhnend.

„Auf diese Weise kannst du viel schneller wieder auf die Beine kommen als sonst“, sagte Insekten-Sue. Ihr Stimmfall verriet mir, daß sie wenig Verständnis für meinen Sarkasmus hatte.

„Ich will aber nicht, hörst du! Ich verbiete euch, diese Operation durchzuführen. Schluß jetzt. Laßt von mir ab.“ Ich fühlte einen Stich unter der Schulter.

„Wenn du bei einer lokalen Betäubung soviel Schwierigkeiten machst“, sagte Prilly, „dann müssen wir zur Totalnarkose übergehen.“

Der Sturz in den schwarzen Abgrund begann. Ich spürte nichts mehr. Nur hinter meinen Ohren kribbelte es noch eine Weile.

Ich fuhr mir vorsichtig mit den Händen über den verlängerten Rücken. Alles war so, wie es sonst gewesen war. Ich konnte keine Veränderung feststellen.

„Alles okay?“ fragte eine helle Stimme.

Ich drehte den Kopf zur Seite. Elaine erhob sich von einem Hocker und kam zu mir.

Ich wußte, daß ich nicht geträumt hatte.

„Du siehst ebenso gut aus wie vorher“, sagte sie, während ich mich aufsetzte.

„Hast du alles gut überstanden?“

„Ich habe keine Schmerzen“, antwortete ich und blickte an mir herunter. Man hatte mir eine grüne Hose übergestreift. „Haben sie dich in Ruhe gelassen?“

Sie nickte.

„Glücklicherweise ja. Aber ich habe einige bange Minuten durchgemacht, denn einer der Roboter hat ziemlich genau untersucht.“

„Wir müssen nach oben. Koste es, was es wolle“, stellte ich fest und reckte mich. Ich hatte die brutale Operation tatsächlich gut überstanden.

„Ich fragte mich, wieso hier ein so hervorragend ausgestatteter Operationsraum vorhanden ist“, sagte Elaine. „Hast du darüber schon einmal nachgedacht?“

„Das ist wohl ein bißchen viel von mir verlangt“, erwiderte ich.

„Verzeih“, sagte sie und kam zu mir. Sie küßte mich. „Ich hätte daran denken müssen, daß du gar keine Chance hattest. Verstehst du, was ich meine? Hier scheint es doch nur Roboter zu geben, und die ... oder nicht?“

Sie blickte mich forschend an, und ich biß mir auf die Lippen. Warum hatte ich nur von Arlon und Berlon geschwiegen? Jetzt war alles nur noch peinlicher.

„Da ist kein Widerspruch“, sagte ich.

„Es gibt hier auch Menschen. Ich habe zwei Frauen gesehen.“

„Aha.“

„Du verstehst alles falsch, Elaine“, sagte ich stammelnd. „Arlon und Berlon haben ...“

„Du brauchst mir nichts zu erklären.“ Sie wandte sich von mir ab und ging zu einer Tür. Wie selbstverständlich legte sie die Hand gegen eine Scheibe daneben. Die Tür öffnete sich. Dahinter stand ein Kampfroboter, der einen Energiestahler auf Elaine richtete. Sie schrie erschreckt auf und schloß die Tür wieder. Zunächst schien es, als wolle sie zu mir flüchten, doch dann überlegte sie es sich anders und rannte zu einer anderen Tür. Auch diese öffnete sich ohne Mühe. Dahinter lag ein Gang, von dem vier breite Türen abzweigten. Ich folgte Elaine, bevor ich sie aus den Augen verlieren konnte.

„Elaine, hör mich doch an“, bat ich, doch sie warf den Kopf nur ärgerlich in den Nacken. Sie öffnete eine der Türen und blieb wie angewurzelt stehen. Als ich sie erreichte, konnte ich auch in den Raum sehen, der hinter der Tür lag.

Er sah ganz anders aus als alles, was uns bisher begegnet war. In zahlreichen Behältern unterschiedlicher Größe befanden sich Flüssigkeiten. In einigen der Behälter brodelte und zischte es, in anderen befand sich die Flüssigkeit in seltsam pulsierender Bewegung, als ob sie atme. Darunter befanden sich Kontrolltafeln, Monitorschirme und Instrumente.

Aus dem Boden stieg eine Kampfmaschine empor. Sie war mit einem Energiestrahler ausgestattet. Ich sah das flammende Projektorfeld und warf mich gegen den Schließkontakt der Tür. Als das Türschott zuglitt, feuerte der Roboter, doch nur ein Teil der Energie schlug auf den Gang zu uns durch. Wir flüchteten vor der Hitzewelle bis an das Ende des Ganges.

„Jetzt wird es ernst“, sagte ich.

Elaine hatte offenbar bereits vergessen, daß ich ihr die Existenz der beiden Mädchen unterschlagen hatte. Sie begriff, daß es nunmehr nicht mehr nur um einen Finger oder um ein Gesäß, sondern um das nackte Leben ging.

„Das verstehe ich nicht“, rief sie erregt. „Warum schießen sie plötzlich auf uns?“

„Weil wir etwas entdeckt haben, was wir nicht sehen sollten“, antwortete ich, ohne nachzudenken. Erst als der Satz heraus war, erkannte ich, daß ich instinktiv die Wahrheit getroffen hatte.

Ich preßte die Hand gegen den Öffnungskontakt einer anderen Tür. Sie öffnete sich, als hinter uns die halbverbrannte Tür donnernd auseinanderbrach. Über die Schulter hinweg sah ich den Kampfroboter auf den Gang kommen. Ich stieß Elaine nach vorn und flüchtete zusammen mit ihr in den Raum hinter der • Tür. Das Schott glitt hinter uns zu. Ich ergriff einen handgroßen Schaltkasten, der auf dem Tisch neben der Tür lag, und hämmerte ihn mit voller Kraft gegen die Kontaktscheibe auf der Innenseite. Sie brach ein. Damit hoffte ich, den Zugang blockiert zu haben. Bevor ich darüber nachdenken konnte, ob das ausreichte, den Kampfroboter an der Verfolgung zu hindern, hörte ich Elaine aufschreien.

„Was ist?“ fragte ich und drehte mich hastig um.

Sie deutete mit zitternder Hand auf die Reihe von Behältern, die in den Wänden an den Seiten eingelassen waren. Schluchzend sank mir Elaine in die Arme, während ich noch herauszufinden versuchte, was sie so erschreckt hatte.

Nun gut. In den Behältern schwammen Gehirne. Aber war das ein Grund, so entsetzt zu sein?

„Was ist denn, Elaine?“ fragte ich sanft. „So schrecklich ist das ja nun auch wieder nicht.“

Sie sank auf einen Hocker. Ich ging weiter und trat an die Behälterwand zu meiner linken heran. Durch die Glaswände konnte ich die Gehirne deutlich erkennen. Sie waren größer als menschliche Hirne, wenn auch nicht viel. Ihr äußeres Bild ließ darauf schließen, daß sie diesen in Aufbau und Struktur zumindest ähnelten.

Ich wandte mich um.

„Was ist denn, Elaine?“

Sie war leichenblaß. Ihre Augen wirkten unnatürlich groß. Ihre Lippen zitterten.

„Begreifst du denn nicht, Galto?“ fragte sie. „Weißt du denn noch immer nicht, warum sie Proben von deinem Körpergewebe genommen haben?“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

4.

„Du glaubst...?“ fragte ich mit stockender Stimme.

„Natürlich“, antwortete sie mühsam. Sie zeigte auf die Gehirne, die in den Behältern schwammen. „Man braucht unsere Körper. Man will diese Gehirne endlich aus ihren Behältern herausholen und in unsere Körper einpflanzen.“

Ich schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Elaine, das kann nicht stimmen. So dringend kann man nicht auf unsere Körper angewiesen sein. Es gibt hier in der Anlage lebende Wesen. Vergiß nicht, ich habe zwei Mädchen gesehen. Warum sollte der Computer ...?“

Ich kam mit meiner Frage nicht zu Ende. Zwei Türen öffneten sich gleichzeitig. Ich hatte sie zuvor gar nicht als Türen erkannt. Eine Welle von Kampfrobotern schwemmte herein, und plötzlich waren Elaine und ich von wenigstens zwanzig Maschinen umringt. Sie richteten ihre flammenden Energiestrahler auf uns.

Unser Leben hing an einem seidenen Faden.

„Was ist los?“ fragte ich so ruhig, wie es mir in diesem Moment möglich war. „Was soll das alles?“

Einer der Kampfroboter ließ seinen Energiestrahler sinken. Er hatte eine humanoide Form. Sein Körper war schlank, fast zierlich zu nennen. Auf einem ovalen Rumpfkörper saß ein faustgroßer Kopf mit zwei auffallend großen Linsen und zwei filigranähnlichen Antennen.

„Folgt mir“, befahl er mit melodischer Stimme.

„Wenn's weiter nichts ist“, erwiderte ich und zog Elaine zu mir heran. Sie lehnte sich schutzsuchend an mich.

„Hoffentlich geht das gut“, flüsterte sie.

„Es geht gut, Kleines“, antwortete ich. „Sonst hätten sie uns schon umgebracht.“

Sie wölbte skeptisch die Brauen. Sie schien nicht ganz mit meiner Schlußfolgerung einverstanden zu sein. Die Roboter setzten sich in Bewegung. Wir verließen den Raum mitten in dem Pulk von Maschinen. Selbst wenn wir uns gestäubt hätten, wäre uns keine andere Wahl geblieben, denn sie drängten uns mit unwiderstehlicher Gewalt nach vorn.

Über einen Gang ging es in eine kugelförmige Halle. Ein freischwebender Steg führte bis zu einer Plattform in der Mitte der Kugel. Die Wände bestanden offenbar nur aus Instrumenten und Monitorschirmen.

„Der Computer“, stellte ich fest. „Wir sind im Mittelpunkt der Anlage.“

Daran konnte auch Elaine nicht zweifeln. Dieser Computer unterschied sich in seinem Äußeren zwar ganz erheblich von allem, was ich bisher auf Fragmentarumern und terranischen Raumschiffen gesehen hatte, dennoch war das Bild, das sich uns bot, eindeutig.

Nur noch der schlanke Kampfroboter blieb bei uns.

„Hallo, Computer“, sagte ich und bemühte mich vergeblich um einen heiteren Ton. „Was kommt nun?“

Ich schwankte zwischen Angst und Erleichterung. Wir waren wenigstens nicht in einem Operationsaal gelandet, wie ich befürchtet hatte. Wenn man uns hätte operieren wollen, dann wären wir machtlos gewesen. Wir hätten nichts tun können. Der Computer schien uns jedoch noch eine Gnadenfrist einräumen zu wollen.

Plötzlich war da eine Stimme. Sie kam von überall her und war nicht zu lokalisieren.

„Ruhiges Verhalten und ein ausgeglichenes Wesen war die Forderung“, teilte der Computer mit. „Nur durch sie ist der Kontakt mit den Fremden möglich.“

„Das hast du schon einmal gesagt, großer Meister“, antwortete ich wütend.

„Zugleich hast du uns aber höchst unfreundlich behandelt.“

Noch bevor diese Worte heraus waren, wurde mir bewußt, daß sie nur zum Teil stimmten. Der Hauptkomputer hatte immerhin Arlon und Berlon zu mir gelassen, und das konnte kaum als unfreundlicher Akt bezeichnet werden. Als Robotologe wurde mir siedend heiß bewußt, daß ich einen Fehler gemacht hatte. Doch der Computer ging nicht darauf ein.

„Ihr habt gegen die *Hausordnung* verstoßen“, teilte er uns mit. „Dafür kann es nur eine Strafe geben.“

„Ich höre“, rief ich, als er nicht fortfuhr. Dabei blickte ich Elaine lächelnd an. Wenn wir nur gegen die *Hausordnung* verstoßen hatten, dann konnte die Strafe wohl kaum unangenehm hoch ausfallen.

„Darauf steht der Tod“, fügte der Computer hinzu.

Ich versuchte, etwas zu erwidern, aber es gelang mir nicht. Meine Stimme versagte. Die Augen Elaines füllten sich mit Tränen.

„Ich habe es gewußt“, flüsterte sie.

„Sie wollen unsere Körper. Dieses Urteil ist nur ein Vorwand.“

Sie sagte die Wahrheit. Das glaubte ich jedenfalls zu erkennen. Roboter können nicht ohne weiteres Leben vernichten. Wenn der Computer unsere Körper also verwenden wollte, um die Gehirne aus den Behältern einzusetzen, dann mußte er einen Vorwand haben, unter dem er uns töten konnte. Und dazu hatte ihm der Verstoß *gegen die Hausordnung* genügt.

„Nein“, schrie ich. „Das darfst du nicht!“

Die Tür öffnete sich. Sieben Kampfroborer stürmten auf uns zu und packten uns. Wir wehrten uns verzweifelt. Elaine weinte.

Immer wieder rief sie meinen Namen, doch ich konnte ihr nicht helfen. Ich konnte sie nicht einmal trösten. Was hätte ich ihr auch sagen sollen?

Das Grauen schnürte mir die Kehle zu. Ich schlug um mich, strampelte und warf mich in den Armen der Roboter hin und her und erreichte doch nichts.

Als sich eine Tür vor uns öffnete, glaubte ich, einen Operationstisch zu erkennen. Doch ich täuschte mich, wie ich kurz darauf sah. Was ich für einen Operationstisch gehalten hatte, war eine andere Maschine. Man schleppte uns daran vorbei auf einen weiteren Gang, der nach etwa zehn Metern vor einem Loch endete. Das Loch hatte einen Durchmesser von knapp zwanzig Metern.

Die Roboter stellten uns davor ab und zogen sich zurück.

Verwirrt blickte ich mich um. Als erstes erkannte ich, daß wir nicht vor einem Antigravschacht standen. Ich trat an den Rand der Öffnung im Boden heran und blickte in die Tiefe.

„Was ist da?“ fragte Elaine ängstlich, als ich mich zu ihr umdrehte. Sie sah mir an, daß ich nichts Gutes mitzuteilen hatte, und wich vor mir zurück, als habe sie mich zu fürchten.

„Ich weiß es nicht genau“, antwortete ich ausweichend.

„Auf jeden Fall ist das Loch sehr tief. Vielleicht zweihundert oder dreihundert Meter.“

Daß tief unter uns etwas Rotes leuchtete, verschwieg ich ihr. Ich war davon überzeugt, daß sich da unten ein glühendes Magmanest befand, in dem wir unser Ende finden sollten.

„Komm hierher“, sagte ich rasch, als sich eine Wand zwischen Roboter und uns über den Gang schob. Sie kam zögernd näher.

„Können wir denn gar nichts mehr tun?“ fragte sie.

„Vielleicht will der Computer uns nur einschüchtern, um uns dann für seine Zwecke einsetzen zu können“, erwiderte ich, wobei ich selbst merkte, wie schwach diese Worte klangen. Ich hatte keine Hoffnung mehr, und deshalb gelang es mir auch nicht, Elaine aufzurichten. Sie schlang ihre Arme um mich und legte ihren Kopf an meine Schulter. Tröstend strich ich ihr über das Haar. Dabei richteten sich meine Blicke auf die Wand, die

sich über den Gang geschoben hatte. Der Atem stockte mir, denn deutlich konnte ich sehen, daß sich diese Wand uns näherte. Der freie Raum, auf dem Elaine und ich standen, wurde von Sekunde zu Sekunde kleiner.

Die Hinrichtung hatte begonnen.

„Ich kenne mich mit Robotern aus“, sagte ich mit mühsam beherrschter Stimme.

„Mir wird schon noch etwas einfallen.“

„Die Zeit drängt, Galto.“

„Das ist nicht gesagt“, widersprach ich ihr wider besseres Wissen, weil ich ihr den Schrecken der letzten Sekunde ersparen wollte.

„Der Computer sieht die Zeit ganz anders als wir.“

Ich sprach darauf los und redete auf Elaine ein, bis sie bemerkte, daß ich zurückwich. Ihr Körper verkrampfte sich, sie hob den Kopf, und dann warf sie sich zurück. Doch es verstrichen noch einige Sekunden, bis sie voll erfaßte, was es bedeutete, daß die Wand nur noch Zentimeter von uns entfernt war.

Nur noch ein halber Schritt trennte uns vom Abgrund.

Sie schrie auf und klammerte sich verzweifelt an mich.

„Tu doch etwas, Galto“, rief sie. „So tu doch etwas!“

„Es ist zu spät“, erklärte ich ihr. „Der Computer reagierte nicht mehr auf meine Worte.“

„Du hast es ja noch nicht einmal versucht“, warf sie mir vor.

„Doch Elaine. Ich habe im Grunde genommen die ganze Zeit gar nicht mit dir, sondern mit dem Roboter gesprochen, aber es war vergeblich.“

Wir preßten uns an die Wand, die uns unerbittlich weiterdrückte. Nur noch mit den Fußspitzen hielten wir uns auf der Kante, und schon schwankten wir, klammerten wir uns aneinander, immer noch in der Hoffnung, irgend etwas könnte uns im letzten Moment retten.

Aber es gab dieses irgend etwas nicht!

Die Stahlwand schob uns über die Kante hinaus. Ich stürzte zuerst. Elaine folgte mir. Sie schlug mit Armen und Beinen um sich. Ihre Augen waren geweitet, und sie schrie in ihrer Todesangst. Instinktiv griff ich nach ihrer Hand. Ich zog das Mädchen an mich heran, obwohl ich in meiner Panik nicht klar denken konnte. Mir war einfach, als könne ich mich durch sie retten.

Rasend schnell kam das rote Leuchten näher. Nach wie vor glaubte ich, daß es glühendes Magma war, in dem wir sterben sollten.

Die Zeit schien stillzustehen, und der Sturz schien nicht enden zu wollen. Deutlich sah ich die roh behauene Felswand an mir vorbeiziehen. Ich sah die helle Öffnung über mir verschwinden, bis nur noch ein kleiner Punkt da war.

Elaines Gesicht war dicht vor mir. Ihre Lippen waren geschlossen. Ich sah ihr an, daß sie etwas sagen wollte, aber das Entsetzen verschloß ihr die Lippen.

Dann erwartete ich den fürchterlichen Aufprall. Doch er kam nicht. Wir stürzten einfach in dieses rote Leuchten hinein. Für Bruchteile von Sekunden schien es, als würden wir bis in unsere Atome zerfetzt. Dann wurde das rote Leuchten zu einer schier unerträglichen Glut. Es war das Ende. Davon waren Elaine und ich überzeugt.

Sekunden später war das rote Leuchten verschwunden, und wir durchrasten etwas Blaues. Wohin ich auch blickte, alles war blau. Selbst das Gesicht Elaines leuchtete blau. Doch das änderte sich rasch. Dann wurde alles anders, und allmählich wurde mir klar, daß wir nicht mehr in die Tiefe stürzten, sondern senkrecht in die Höhe flogen.

Ich blickte nach unten.

Da war eine runde, blaue Scheibe, die intensiv strahlte. Sie wich unter uns zurück. Unwillkürlich legte ich den Kopf in den Nacken. Über mir war etwas Helles, das schnell größer wurde.

Alles war umgekehrt, nur daß da unten kein rotes, sondern ein blaues Licht war.

Allmählich schien auch Elaine den Schock zu überwinden. Sie begriff, daß sie nicht tot war.

„Wo sind wir?“ schrie sie und klammerte sich an mich.

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich. „Wir sind durch irgend etwas hindurchgeflogen.“

Unser Aufstieg verlangsamte sich spürbar, ebenso wie wir die Beschleunigung bei unserem Sturz gefühlt hatten. Plötzlich fürchtete ich, daß wir das Helle über uns nicht mehr erreichen würden, weil unsere Aufstiegs geschwindigkeit nicht ausreichte. Aber glücklicherweise irrte ich mich. Alles ging so schnell, daß ich kaum einen klaren Gedanken fassen konnte.

Dann war Helligkeit um Elaine und mich herum.

Instinktiv warf ich mich zusammen mit Elaine nach vorn. Wir kippten über eine Steinkante hinweg und rollten über einen mit weichen Teppichen belegten Boden.

Ich sah brennende Lichter und blonde Frauen, die aufschreiend vor uns zurückwichen.

Ohne mir recht darüber klarzuwerden, was ich tat, erhob ich mich. Meine Knie zitterten, und meine Stimme versagte. Ich streckte die Arme aus und half Elaine auf die Beine. Dann sagte ich:

„Da wären wir. Sagte ich nicht, liebe Freundin, daß man uns willkommen heißen würde?“

Jetzt erst spürte ich den Schock, und die Beine drohten, unter mir nachzugeben. Sinnlose Worte drängten sich mir über die Lippen. Ich konnte sie nicht zurückhalten. Später erinnerte ich mich daran, daß ich so etwas sagte wie: „Wir sind als Götter aus der Tiefe aufgestiegen!“

Elaine kniff mir schließlich mit ihren langen Fingernägeln in die Hand.

„Sei endlich still“, bat sie mich flüsternd.

Ich hielt den Mund und sah mich erst einmal um. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich auch schon wieder etwas besser in der Gewalt. Wir befanden uns noch immer am Rand des Schachtes, aus dem wir gekommen waren. Vorsichtshalber zog ich Elaine einen Schritt weiter vom Abgrund weg.

Der Schacht bildete den Mittelpunkt einer tempelartigen Anlage. Ich sah zahlreiche schneeweiße Säulen, die sich bis zu einer Höhe von etwa dreißig Metern erhoben. Zwischen ihnen brannten Kerzen. Auf dem Boden lagen Frauen und Mädchen. Sie streckten Arme und Beine aus und preßten das Gesicht gegen die Teppiche, die eine dicke Schicht zu bilden schienen. Ich sank darin bis fast zu den Knöcheln ein. Auf einem erhöhten Podest kniete ein fettes Weib, das ihre Arme abwechselnd weit von sich streckte und dann wieder fest an sich drückte, wobei sie das Gesicht in den Händen verbarg.

Im Hintergrund standen einige Frauen und Mädchen. Sie blickten Elaine und mich mit geweiteten Augen an. In ihren Gesichtern spiegelten sich ihre Gefühle, die zwischen Entsetzen und Verzückung schwankten.

Mir dämmerte, daß wir uns wirklich in einem Tempel befanden und daß man uns für gottgleiche Geschöpfe hielt.

Von draußen kam das Dröhnen großer Glocken. Nun sanken auch die Frauen auf den Boden, die bisher noch gestanden hatten. Gleichzeitig setzten sich alle rückwärts in Bewegung und zogen sich aus dem Tempel zurück. Nur Minuten vergingen, dann waren Elaine und ich ganz allein in dem Gebäude. Wir waren regungslos stehengeblieben.

„Ich kann es noch immer nicht glauben“, sagte Elaine, „daß wir den Sturz überlebt haben. Ich war ganz fest davon überzeugt, daß wir in ein Magmanest stürzen und sterben würden.“

„Mir erging es nicht anders“, erwiderte ich, löste mich von ihr und ging zu den Säulen hinüber. Dahinter erhob sich eine blau schimmernde Wand, die mit bizarren Zeichnungen und Mosaiken versehen war. Durch offene Torbögen konnte ich nach draußen blicken.

Ungefähr zweihundert Meter von mir entfernt drängte sich eine unübersehbare Menschenmenge zu Füßen einer breiten, weißen Treppe, die zu mir heraufführte.

Ich schätzte, daß wenigstens zwanzigtausend Frauen auf dem Platz zusammengekommen waren, der vor den Tempeltreppen lag und sich bis zu zuckerhutförmigen Häusern hinzog.

„Ein Paradies“, stellte Elaine fest, die unbemerkt zu mir gekommen war. „Sieh dir das an. Wälder, blühende Parks, Seen, Flüsse und weit hinten am Horizont das Meer. Plantagen mit Bäumen, die voller Früchte sind.“

„Und Frauen“, sagte ich grinsend.

„Frauen, wohin man sieht. Ich habe noch nicht einen einzigen Mann gesehen.“

„Lüstling“, entgegnete sie. „Das heißt doch nicht, daß es hier keine Männer gibt. Und wenn es tatsächlich keine Männer gibt, dann hast du bei den Frauen ohnehin keine Chance. Sie wüßten mit einem Mann ja gar nichts anzufangen.“

„Es gibt Männer“, behauptete ich selbstsicher.

„Ich habe mehrere schwangere Frauen gesehen.“

„Das ist kein Beweis.“

„Willst du mir die gute Laune verderben?“

„Keineswegs. Wenn du dich für ein gottgleiches Wesen hältst und dich verpflichtet fühlst,

den Frauen dieser Welt deine speziellen Talente zu beweisen, dann will ich dich nicht zurückhalten."

„Bist du gar nicht eifersüchtig?"

„Nein. Überhaupt nicht", erwiderte sie boshaft. „Ich habe gleich gemerkt, daß du die Absicht hast, dich wie ein aufgeblasener Pfau zu benehmen. Tu, was du nicht lassen kannst. Solltest du dich aber blamieren, dann komm nicht zu mir. Ich werde dir nicht helfen."

Sie blickte mich mit wütend funkelnden Augen an.

Natürlich war sie eifersüchtig. Ich wäre es an ihrer Stelle auch gewesen, wenn wir auf einer Welt herausgekommen wären, an der es dem Anschein nach nur Männer gab. Ich stutzte.

„Moment", sagte ich. „Wo sind wir überhaupt? Wir können doch unmöglich noch auf Rasterstop III sein."

„Wir sind überhaupt nicht mehr im Rasterstop-System", behauptete Elaine.

„Im Rasterstop-System gibt es nur einen Sauerstoffplaneten. Es ist der dritte Planet. Wir sind in einem anderen Sonnensystem."

„Das sind ja gute Aussichten", sagte ich und dachte voller Sorge an die SZ-1. Irgendwann wollte ich zu Rhodan zurückkehren. Ich hatte keine Lust, auf einem fremden Planeten allein zu enden.

Ich korrigierte mich.

Natürlich würde ich hier nicht allein sein. Da unten standen wenigstens zwanzigtausend schöne Frauen und Mädchen. Ich zweifelte keinen Moment daran, daß ich in meiner neuen Position als gottähnliches Wesen die Frauen und Mädchen nur anzusehen brauchte, die ich haben wollte.

Ich seufzte.

Du meine Güte, von solch einer Situation hatte ich gelegentlich schon geträumt. Keine eifersüchtigen Freunde und Ehemänner, die mir das Leben sauer machen konnten. Niemand, der mich mit erhobenen Fäusten von den Seiten einer schönen Frau vertreiben konnte. Etwas besseres konnte mir überhaupt nicht begegnen.

Dies war wirklich das Paradies. Elaine hatte recht mit ihrer Feststellung, wenngleich sie sicherlich etwas ganz anderes gemeint hatte als ich.

Ich blickte auf die Menge hinab. Die Frauen konnten Elaine und mich vermutlich gar nicht sehen, da wir im Schatten der Säulen und der Torbögen standen.

Rechts unterhalb von uns ragte ein seltsames Gerüst etwa fünfzig Meter in die Höhe. Das wesentliche daran war ein dicker Metallstab, der an einem schlanken Bogen hing. Er endete unten in zwei V-förmigen Schleifen, die von vier Frauen mit Hilfe einer kompliziert aussehenden Maschinerie ständig hin und her bewegt wurden, so daß sie abwechselnd mit großer Wucht gegen den Stab schlugen. Dabei erzeugten sie den dröhnenden Glockenton, der die Frauen dieser Stadt offenbar zum Tempel gelockt hatte.

Ich trat durch den Bogen ins Freie hinaus.

„Bleib hier", rief Elaine. „Du mißachtetest die kosmischen Gesetze. Es ist verboten, niederen Völkern gegenüber die Rolle eines gottgleichen Wesens zu spielen."

„Wer sagt denn, daß dieses Volk der Frauen zu den niedrigen Völkern gehört?" fragte ich spöttisch zurück. „Es ist durchaus möglich, daß es uns weit überlegen ist."

Ich breitete die Arme aus. Die Menge jubelte.

„Das wirst du noch bereuen, Galto Quohlfahrt!"

„Nur nicht neidisch werden, Elaine", gab ich lachend zurück. „Ich habe nun einmal den Vorteil, daß ich ein Mann bin. Die Chance, auf einem Planeten zu landen, auf dem es fast nur Männer gibt, standen 50 zu 50. Beim nächsten Mal steht das Glück vielleicht auf deiner Seite."

Ich drehte mich um und kehrte würdevoll zu ihr zurück. Als man mich von draußen nicht mehr sehen konnte, hob sie blitzschnell den Arm und versetzte mir eine schallende Ohrfeige.

Ich zog Elaine in die Arme.

„Ich liebe dein Temperament", sagte ich und versuchte, sie zu küssen.

Leider verspürte sie nicht die geringste Neigung, auf mich einzugehen.

„Eine Frau kommt die Treppe herauf", sagte ich.

Elaine interessierte sich nicht besonders dafür. Sie lag auf dem Boden, hatte sich ein Kissen

unter den Kopf gestopft und döste vor sich hin. So meinte ich. Sie hätte vermutlich behauptet, daß sie angestrengt über unsere Situation nachdachte, wenn ich sie darauf angesprochen hätte.

Ich stand im Schatten eines Torbogens. Draußen war es stiller geworden. Zu meiner Erleichterung schlug man den riesigen Gong nicht mehr an. Der Lärm wäre mir unerträglich geworden. Die Menge hatte sich nicht zerstreut, sondern war eher noch größer geworden. Ich hätte es vorgezogen, nach draußen zu gehen, die Arme auszubreiten und dann langsam die Treppe hinabzuschreiten. Man muß die Gunst der Stunde nutzen. Aber Elaine mit ihrer typisch weiblichen Scheu vor dem Risiko wollte nicht mitmachen. Ich wiederum hielt es nicht für zweckmäßig, vor den Augen der Menge so etwas wie einen „Streit der Götter“ auszutragen oder Elaine einfach als mein „göttliches Fußvolk“ zu bezeichnen, da sie offenbar nicht gewillt war, sich mir unterzuordnen. Wenn sie ihren eigenen Kopf durchsetzen wollte, so war ich zu Kompromissen gezwungen.

Und das auf einer Welt, auf der es anscheinend kaum Männer gab!

Aus dem Schatten heraus beobachtete ich die Frau, die sich dem Tempel näherte. Mein Herz schlug höher. Es war das schönste weibliche Wesen, das ich je gesehen hatte. Dieses langbeinige, geschmeidige Geschöpf hätte auf der Erde geboren worden sein können.

In stolzer Haltung schritt sie die Stufen hoch. Ihr pechschwarzes Haar, das durch bunte Bänder locker zusammengehalten wurde, fiel ihr bis auf die Waden herab. Sie trug eine sommerlich leichte Kleidung, die aus mehreren, blauen Tüchern bestand, die durch Spangen zusammengehalten wurden. Jedes Tuch bedeckte nur einen kleinen Teil ihres verführerisch schönen Körpers.

Ich muß zugeben, daß es mir schwerfiel, nur den Beobachter zu spielen. Am liebsten wäre ich aus dem Schatten herausgetreten und hätte meinen ganzen Charme spielen lassen. Ich war mir dessen sicher, daß Elaine dann innerhalb weniger Sekunden ihre trotzig Haltung aufgeben würde.

Das Gesicht der Frau besaß eine ungewöhnliche Ausstrahlung. Ihre tiefschwarzen Augen waren von eigenartigem, faszinierendem Leben erfüllt, und die vollen Lippen waren verlockend, daß ich schluckte, weil der Hals mir plötzlich wie zugeschnürt war.

Für mich stand fest, daß ich meine mir so unerwartet zugefallene aber nie angestrebte Würde als gottgleiches Wesen ausnützen würde, mich dieser Frau zu nähern.

Jeder Mann hat die Pflicht, seine naturgegebenen Talente optimal zu entwickeln. Dieser Verpflichtung war ich stets nachgekommen. Und so gehörten die zärtlichen Unter-vier-Augen-Gespräche mit den Vertreterinnen des anderen Geschlechts zu meinen besonderen Spezialitäten.

Die Frau trug eine Schale mit Früchten die Treppe hinauf. Nur wenige Schritte von mir entfernt blieb sie stehen, sank dann auf die Knie herab und setzte die Schale ab. Sie hob den Kopf ein wenig und entdeckte mich. Ihre Augen weiteten sich für einen kurzen Moment, dann senkte sie die Lider und lächelte.

Mir wurde warm ums Herz. Ich war drauf und dran, zu ihr zu gehen, ihre Hand zu nehmen und sie in irgendeinen Winkel des Tempels zu führen, wo ich mit ihr allein sein konnte. Doch sie erhob sich, drehte sich um und schritt langsam die Stufen hinab.

Elaine stand plötzlich neben mir.

„Ich habe einen Bärenhunger“, sagte sie. „Holst du mir, bitte, die Schale?“

Ich trat ins Sonnenlicht hinaus, bückte mich, nahm die Schale auf und trug sie in den Tempel. Ich hörte, wie ein Raunen durch die Menge ging.

„Der Gott hat das Opfer angenommen“, sagte ich

„Hör auf damit“, bat sie mich und griff nach einer apfelartigen Frucht. Ich sah, daß darunter auch gegrilltes Fleisch lag.

„Vorsicht“, mahnte ich sie. „Du weißt noch nicht, ob wir es vertragen.“

„Sie sehen aus wie wir“, erwiderte sie. „Ich kann nicht den geringsten Unterschied feststellen. Warum sollte ich diese Früchte also nicht essen dürfen?“

„Hast du alles vergessen, was man dir auf der SOL beigebracht hat?“ fragte ich. „Das äußerliche Bild besagt überhaupt nichts. Ein einziges Ferment, das fehlt, kann für uns zum Gift werden lassen, was für andere ein Genußmittel ist.“

„Aha“, bemerkte sie schnippisch.

„Und die Überdosis eines Hormons kann ebenfalls verheerende Wirkungen haben.“

„Womit wir wieder beim alten Thema wären“, entgegnete ich wütend. Ich griff ebenfalls zu

einer Frucht. „Na schön, wenn du das Risiko eingehen willst, dann jedenfalls nicht allein.“

Ich biß kräftig in die Frucht hinein. Sie schmeckte gut.

„Außerdem hast du recht“, fügte ich hinzu. „Wir müssen etwas essen, sonst sind wir nach einigen Tagen so schwach auf den Beinen, daß wir gleich einpacken können.“

Elaine legte die Frucht, die sie genommen hatte, wieder in den Korb zurück. Sie blickte mich mit einem merkwürdigen Lächeln an.

„Ich werde lieber noch etwas warten, Galto“, sagte sie boshaft.

„Wenn du nach zwei oder drei Stunden noch nicht umgekippt bist, dann werde ich ein besseres Gefühl beim Verzehr dieser Köstlichkeit haben.“

Sie lachte mir ins Gesicht, als mir die Kinnlade nach unten sackte.

„Außerdem bekommen wir Besuch“, ergänzte sie. „Es wäre doch recht unhöflich, den Frauen dieser Welt mit vollem Mund entgegenzutreten, oder?“

Ich drehte mich um. Wenige Schritte von mir entfernt standen fünf Frauen. Sie wurden von jenem langbeinigen Geschöpf angeführt, das uns die Opferschale gebracht hatte.

5.

„Willkommen auf Avalian“, sagte die dunkelhaarige Schönheit. Sie blickte erst Elaine und dann mich an. Ich war überrascht, daß ich sie verstand, denn unter gar keinen Umständen hatten wir damit rechnen können, hier jemanden zu treffen, der Interkosmo sprach.

„Die Götter aus der Tiefe haben das Geschenk der Verehrung angenommen“, fuhr sie mit melodischer Stimme fort. Jetzt merkte ich, daß sie so etwas wie einen Translator benutzte, denn die Stimme kam von einem goldenen Ring, den sie an einer Kette um den Hals trug. Die Laute paßten nicht zu ihren Lippenbewegungen. Unwillkürlich atmete ich auf, da ich bereits befürchtet hatte, daß sie eine Telepathin war. Mit Telepathen hatte ich keine guten Erfahrungen hinsichtlich meiner kleinen Abenteuer gemacht. Mir war immer lieber, wenn eine Frau nicht erkennen konnte, ob das, was ich sagte, auch wirklich mit dem übereinstimmte, was ich dachte.

Ich reckte mich ein wenig und zog den Bauch ein. Sonst hatte ich eigentlich nie befürchtet, daß mein Übergewicht unangenehm auffallen könnte, hier aber wußte ich nicht, womit ich den besten Eindruck machen konnte. Ich blickte der schwarzhaarigen Frau lächelnd in die Augen und erwiderte: „Wir danken euch für eure Freundlichkeit.“

„Kein Lebender kann sich daran erinnern, daß aus dem blauen Auge jemals etwas Lebendes aufgestiegen ist“, erklärte sie. „Vielerlei Dinge sind aus den unbekanntem Tiefen zu uns gekommen, aber niemals jene, die Herr über das Auge sind.“

Ich überlegte blitzschnell und begriff, was sie meinte. Offenbar hatte der Computer der hufeisenförmigen Insel hin und wieder etwas in den Schacht geworfen, was auf dieser Welt gelandet war. Mittlerweile zweifelte ich nicht mehr daran, daß es sich bei dem roten Auge um das Sendeteil eines Transmitters, und bei dem blauen Auge um das Empfangsteil handelte. Es konnte nicht anders sein. Wie sonst hätten wir den Abgrund zwischen den Sternen überspringen können?

Die technischen Voraussetzungen bei dieser Transmitteranlage waren anders als bei den terranischen Maschinen. Hier konnte der Materiesender offenbar nur arbeiten, wenn die Objekte, die abgestrahlt werden sollten, vorher eine genügend hohe Geschwindigkeit erreicht hatten. Die Erbauer des Transmitters hatten die Aufgabe, die Objekte ausreichend zu beschleunigen, auf denkbar einfache Weise durch die Schächte gelöst.

Ich fragte mich, wie die Transmitteranlage umgeschaltet werden konnte. Irgendwann wollte ich schließlich wieder zur SZ-1 zurückkehren. Das war erst dann möglich, wenn gewisse Voraussetzungen gegeben waren. Ich brauchte Waffen, Funkgeräte und flugtechnische Ausrüstung, damit ich auf Rasterstop auch die hufeisenförmige Insel verlassen konnte. Das alles aber hatte Zeit. Vorerst hatte ich es mit anderen Problemen zu tun, äußerst angenehmen Problemen. Und die wollte ich auf meine Weise lösen.

„Wir werden nicht hier bleiben“, sagte Elaine und zeigte in die Runde, um deutlich zu machen, daß sie den Tempel meinte. „Kannst du ihm und mir ein Haus geben?“

„Ich werde alles für euch einrichten“, versprach die schöne Avalianerin.

„Bevor die Sonne untergeht, wird alles bereit sein.“

„Versteh mich bitte richtig“, sagte Elaine energisch.

„Wir möchten zwei Häuser. Eines für ihn, eines für mich.“

Ich konnte einen Fluch gerade noch zurückhalten. Wieso kam Elaine auf einen derart verrückten Gedanken?

„Ich werde deine Wünsche gern erfüllen“, antwortete die Avalianerin. Sie gab ihren Begleiterinnen ein Zeichen und zog sich rückwärts schreitend mit ihnen zurück.

„Wieso zwei Häuser?“ fragte ich, als wir allein waren.

„Glaubst du, ich habe Lust, mit dir zusammenzuwohnen?“

„Warum nicht?“

„Ich habe keine Lust, dabei zu sein, wenn du deine sexuellen Orgien feierst“, schrie sie.

„Du bist verrückt“, antwortete ich ruhig. „Ich habe lediglich vor, ein wenig nett zu den schönen Frauen dieser Welt zu sein. Was hat das mit Orgien zu tun? Außerdem werden wir früher oder später von dieser paradiesischen Welt verschwinden müssen. Du brauchst also nicht eifersüchtig zu sein. Von den Avalianerinnen wird nichts als eine schöne Erinnerung bleiben.“

„Du Pfau“, sagte sie wütend. „Du eingebildeter, aufgeblasener Pfau.“

„Ich weiß nicht, was du hast“, erklärte ich gelassen. „Ich nehme nur meine Rechte als Mann wahr. Weiter nichts. Der Mann ist nun einmal ein polygames Wesen. Es wäre daher wider die Natur, ihn zur Monotonie zu zwingen.“

„Monogamie“, verbesserte sie mich.

„Das ist dasselbe, Kleines.“

Sie drehte sich um und eilte wütend davon. Ich fürchtete bereits, daß sie sich in den Schacht stürzen würde, aber das tat sie nicht. Sie kauerte sich neben der Obstschale auf den Boden, nahm eine Frucht und biß wütend hinein.

Ich ging zu ihr. Im Vollgefühl meiner Überlegenheit wählte ich mir ebenfalls eine Frucht aus und verzehrte sie. Dabei horchte ich unwillkürlich in mich hinein. Ich spürte, daß etwas anders war. Die Natur hatte mich mit Fähigkeiten ausgestattet, die als überdurchschnittlich galten. Das war eben der Grund dafür, daß ich bei vielen Ehemännern an Bord der SOL äußerst unbeliebt war. Ich kannte meinen Körper genau. Jetzt aber entwickelte sich etwas in mir, was absolut ungewöhnlich war.

Ich blickte auf die Opferschale und begriff. Unwillkürlich ließ ich die Frucht fallen. Ich wollte mein Hungergefühl stillen, mich aber keineswegs in einen Zustand versetzen lassen, in dem mein Liebesbedürfnis zur Raserei wurde.

„Was hast du?“ fragte Elaine.

Ich sagte es ihr.

Sie lachte mir ins Gesicht.

„Du bist albern“, entgegnete sie. „Woher sollen die Avalianerinnen wohl wissen, welche Interessen du hast und welche Wirkung das Obst auf dich erzielt? Du irrst dich.“

Ich antwortete ihr nicht. Es wäre sinnlos gewesen, zumal ich mit absoluter Sicherheit wußte, daß ich mich nicht irrte.

Zwei Stunden später kamen die fünf Frauen zurück, um Elaine und mich zu holen. Der Himmel hatte sich bewölkt, und es war etwas kühler geworden. Sie trugen nun unifarbige Umhänge, die ihre weiblichen Formen weitgehend verhüllten.

„Die Häuser sind bereit“, erklärte die dunkelhaarige Schönheit. Sie neigte den Kopf vor Elaine und ergänzte: „Ich bin Doyana, die über das blaue Auge wacht.“

„Ich bin entzückt“, sagte ich.

Doyana blickte mich scheu an und wandte sich ab. Die anderen Frauen wichen zur Seite und gaben uns den Weg frei. Neben Elaine verließ ich den Tempel.

„Benimm dich“, flüsterte sie mir erregt zu. „Dies sind keine Primitiven. Wenn sie merken, daß wir keine Götter oder so etwas Ähnliches sind, geht es uns an den Kragen.“

„Es sind Frauen“, erwiderte ich amüsiert. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier kann uns nichts passieren.“

Ihr Gesicht verschloß sich. Ärgerlich preßte sie die Lippen zusammen und ging etwas schneller, um Abstand von mir zu gewinnen. Ich blieb ruhig und schritt langsam die Treppe hinunter auf die Menge zu. Elaine täuschte sich, wenn sie glaubte, daß ich mir der Gefahr nicht bewußt war. Ich war wachsam. Jede sich mir bietende Chance würde ich wahrnehmen, diese Welt zu verlassen, auch wenn der Verzicht noch so groß war.

Allerdings hoffte ich, daß die erste Chance noch ein wenig auf sich warten lassen würde.

Die Menge begann zu schreien. Die Frauen jubelten. Ich sah lachende, verzückte Gesichter. Viele Frauen und Mädchen warfen Blumen auf uns. Einige kräftig gebaute Frauen bahnten uns eine Gasse zu zwei etwa zwanzig Meter hohen Zuckerhuthäusern, mit blauen, spiegelnden Platten belegt waren. Üppig grünende und blühende Bäume bildeten einen Garten, der die Häuser umschloß. Mir fiel auf, daß die Zuschauer trotz ihrer Erregung peinlich genau darauf achteten, daß keine der Zierpflanzen beschädigt wurden.

Und noch etwas anderes fiel mir auf. Fast alle Mädchen und Frauen, ganz gleich wie alt sie waren, sahen schön aus. Ich sah nicht eine einzige Frau, die häßlich gewesen wäre. Selbst jene schwergewichtigen Ordnungshüter besaßen noch eine durchaus ansprechende Ausstrahlung.

Männer entdeckte ich überhaupt nicht.

Doyana begleitete mich in das für mich vorgesehene Haus. Die anderen vier Frauen blieben bei Elaine. Kurz bevor ich durch den Torbogen eintrat, blickte ich zu Elaine hinüber. Ich lächelte siegessicher, denn ich zog meine besonderen Schlüsse aus der Tatsache, daß die oberste Priesterin von Avalian bei mir blieb. Elaine warf den Kopf in den Nacken und tat, als habe sie mich nicht gesehen.

Ich lachte still in mich hinein. Ich war entschlossen, meinen Triumph auszukosten.

Lächelnd streckte ich die Hand aus, doch Doyana übersah die Geste. Ein wenig enttäuscht zog ich die Hand zurück, doch dann sagte ich mir, daß sie vielleicht gar nicht wußte, was ich gemeint hatte.

Sie führte mich in einen großen lichten Raum, der mit kunstvoll gefertigten Teppichen ausgelegt war. Die Sitz- und Liegemöbel hatten eine eigenwillige, aber ansprechende Form. An der Decke leuchteten farbige, abstrakte Bilder, die ständig in Bewegung waren, so daß laufend neue Formen, Farben und Strukturen entstanden.

Doch für diese sonst interessanten Dinge hatte ich keinen Blick übrig.

Mich interessierte nur das jämmerliche Wesen, das auf dem Boden herum kroch und hier und da ein paar Wollfäden aufnahm. Zunächst dachte ich, es wäre ein mißgestaltetes Kind. Es hatte einen abstoßend gewachsenen Körper, sah völlig unterernährt aus und schien nicht in der Lage zu sein, sich aufrecht zu bewegen. Der kleine Kopf war völlig kahl.

Doyana rief einen Befehl. Ihre Stimme klang schneidend und scharf. Das Wesen auf dem Fußboden zuckte heftig zusammen, richtete sich halb auf und blickte mich an. Es hatte ein altes, zerfurchtes Gesicht mit leeren, ausdruckslosen Augen.

Doyana wiederholte den Befehl und zeigte mit ausgestreckter Hand auf den Ausgang. Halb kriechend, halb hüpfend floh die Kreatur aus dem Raum.

„Verzeih, Meister“, sagte Doyana mit weicher, einschmeichelnder Stimme. „Ich wußte nicht, daß es noch hier war. Es hatte den Auftrag, sich zeitig zu entfernen.“

„Das macht nichts“, antwortete ich großzügig. Ich legte Doyana die Hände an die Oberarme und blickte ihr in die Augen. Sie atmete schneller, wie mir schien. Der Umhang rutschte von ihren Schultern, und ich sah, daß sie darunter noch weniger trug als zuvor.

Sanft beugte ich mich über sie und küßte ihren Mund.

Sie erstarrte. Ich spürte, wie sich ihr ganzer Körper verkrampfte. Ich war erfahren genug, dieses eindeutige Warnsignal zu beachten. Also gab ich sie sofort frei und schritt zu einem Gerät hinüber, das ich für ein Video hielt. Ich tat, als ob ich mich dafür interessiere. Tatsächlich überlegte ich, was Doyana so erschreckt haben mochte.

Als ich mich umwandte, um einen erneuten Versuch zu machen, war ich allein. Doyana war lautlos aus dem Raum geflohen.

Bestürzt eilte ich zum Ausgang, doch ich sah die junge Frau nicht mehr. So schnell konnte sie sich doch gar nicht entfernt haben.

Ich beruhigte mich und amüsierte mich danach über den Schrecken, den sie mir eingejagt hatte. Sicherlich waren auf Avalian die Sitten und Gebräuche anders als bei uns. Vielleicht war es hier absolut unschicklich, daß ein Mann den ersten Schritt tat.

In dem festen Glauben, Doyana in einem der anderen Gemäcker zu finden, machte ich mich auf die Suche nach ihr.

Das Haus hatte vierundzwanzig Zimmer. Doyana war in keinem von ihnen. Sie war nicht mehr im Haus.

Als ich das erkannte, wurde mir klar, daß sie sich nicht nur eilig, sondern panikartig zurückgezogen hatte.

Als ich am nächsten Morgen das Schlafzimmer verließ, standen verschiedene Speisen auf dem Tisch im Hauptraum, in den mich Doyana geführt hatte. Zwei jener armseligen Wesen, von denen ich am Vortag schon eines gesehen hatte, flüchteten mit unartikulierten Lauten aus dem Raum. Ich klatschte in die Hände und trieb sie damit zu noch größerer Eile an. Wohlgelaunt griff ich nach einer Frucht und verzehrte sie. Dann überprüfte ich mein Aussehen in einem Spiegel und machte mich auf den Weg zu Elaine.

Als ich mich dem Ausgang näherte, merkte ich, daß es in Strömen regnete. Doch schien es, als befände sich ein Vordach vor meinem Haus, das den Zugang schützte. Die Wassertropfen prasselten in einer Entfernung von etwa zehn Metern vor dem Eingang auf den Boden. Dieser geschützte Raum wurde durch Berge von Blumen ausgefüllt. Während ich schlief, hatten die Frauen dieser Welt mir dieses Zeichen ihrer Verehrung vor die Tür gelegt.

„Mir wäre es aber lieber gewesen, eine von euch wäre direkt zu mir gekommen“, sagte ich und trat hinaus, fuhr jedoch sogleich wieder zurück, denn ich merkte, daß etwa hundert Frauen vor dem Haus Elaines standen.

Ich trat etwas zur Seite, so daß ich aus sicherer Deckung heraus zu dem anderen Haus hinübersehen konnte. Tatsächlich drängten sich dort die Frauen, als gäbe es dort etwas umsonst.

Meine Neugier war geweckt. Bei Elaine mußte etwas vorgefallen sein. Kurz entschlossen trat ich hinaus. Die Frauen wandten mir den Rücken zu. Keine achtete auf mich. Eine Tatsache, die mir überhaupt nicht gefiel. Ich suchte mir einen Weg durch das Blumenmeer hinüber zu den Frauen und tippte eine von ihnen behutsam an, als ich sie erreicht hatte.

„Darf ich mal vorbei?“ fragte ich freundlich.

Sie drehte sich um, lächelte und wich zur Seite aus. Mit einem Zuruf machte sie die anderen auf mich aufmerksam, so daß auch sie mir Platz machen konnten. Ich räusperte mich und schritt durch die Gasse, die sich nun bildete. In meiner Kleidung kam ich mir ein wenig unglücklich vor, denn sie bestand ja nur aus einem nicht mehr ganz sauberen Unterhemd und einer Verlegenheitshose, die ich vom Computer erhalten hatte. Sie war oben zu kurz und unten zu lang und zu eng. Sie entsprach absolut nicht meinen modischen Vorstellungen.

Die Frauen betrachteten mich aufmerksam und mit wohlwollendem Interesse. Einige sanken auf die Knie und neigten das Haupt. Ich war versucht, stehenzubleiben und ihnen die Hand auf das Haar zu legen, verzichtete jedoch darauf, weil mir eine solche Geste zu theatralisch erschien.

Als ich Elaines Haus betrat, vernahm ich eine fremdartige Musik, die von überall her zu kommen schien. Meine Füße versanken in Teppichen, die weicher und kostbarer waren als jene in meinem Haus. An den Wänden befanden sich Bildnisse und Skulpturen von ungewöhnlicher Schönheit.

Ich hatte das Gefühl, aus einer ärmlichen Hütte in eine Luxuswohnung gekommen zu sein.

„Hallo“, sagte ich, als ich den Salon erreichte, wo Elaine in einem Sessel saß und sich von Doyana und zwei anderen Frauen bedienen ließ. Die drei Avalianerinnen sanken sogleich auf die Knie herab, drehten sich auf dem Boden um, erhoben sich und eilten lautlos hinaus. Ich wollte sie zurückhalten, schwieg jedoch, als ich sah, wie Elaines Augen blitzten.

„Guten Morgen, Gottheit“, sagte ich spöttisch und setzte mich auf einen gepolsterten Hocker.

„Guten Morgen, Halbgott“, erwiderte sie belustigt. „Hast du gut allein geschlafen?“

„Was ist los?“ fragte ich rundherum. „Was ist passiert?“

„Nicht viel“, antwortete sie, griff nach einem Glas, das mit einer rötlichen Flüssigkeit gefüllt war, und trank. „Ich habe lediglich erfahren, daß du die schöne Doyana intim berührt hast.“

„Intim berührt!“ rief ich empört. „Ich habe sie geküßt. Weiter nichts. Danach ist sie schon weggelaufen. Das dumme Ding.“

Elaine lachte.

„Ich habe davon gehört“, erklärte sie. „Leider muß ich dir sagen, daß du die Grenzen des Anstands weit überschritten hast. Dein Verhalten war schockierend. Jedenfalls für die Frauen dieser Welt. Deinem selbsterwählten Status als Gott hast du damit jedenfalls schwer geschadet.“

„Sagtest du deshalb *Halbgott* zu mir?“ erkundigte ich mich unbehaglich.

Elaine nickte vergnügt.

„Verdammt, das ist kein Grund zu Freude, Elaine. Ganz im Gegenteil“, sagte ich nüchtern. „Hier in Avalian sieht alles friedlich und paradiesisch aus. Aber das könnte sich sehr schnell ändern.“

„Wenn du weiterhin so kapitale Fehler machst, könnte es in der Tat kritisch werden“, gab sie zu, lächelte dabei jedoch, als hätte ich ihr gerade etwas Nettes gesagt.

Eines jener jämmerlichen Wesen, die ich bereits in meinem Haus gesehen hatte, hüpfte durch den Raum, nahm Speisereste vom Tisch und eilte damit davon. Ich blickte ihm nach. Mir tat diese Kreatur leid.

„Erbärmliches Wesen“, sagte ich.

„Das finde ich auch“, stimmte Elaine lachend zu.

„Warum lachst du?“ fragte ich betroffen. „Über so etwas sollte man sich nicht amüsieren.“

„Das tue ich auch nicht, Halbgott“, erwiderte sie. „Ich amüsiere mich über dich!“

Ich schluckte mühsam und erhob mich. Jetzt reichte es mir.

„Ich glaube, ich sollte dir mal das Fell versohlen“, sagte ich ärgerlich. „Aufmüpfige Frauen konnte ich noch nie leiden.“

„Du solltest vorsichtiger sein, Galto“, erwiderte sie. „Wenn du unhöflich oder gar grob zu mir bist, könnte das eine Katastrophe für dich bedeuten.“

„Warum denn?“ Ich lachte ihr ins Gesicht. „Nur weil da draußen lauter Weiber herumstehen? Mit denen werde ich fertig. Notfalls mobilisiere ich die Männer dieser Welt. Irgendwo müssen sie ja sein.“

„Sie sind nicht irgendwo, Galto“, sagte sie sanft. „Sie sind hier unter uns.“

„Hier? Das glaube ich dir nicht. Niemals.“

„Du hast gerade einen Mann von dieser Welt gesehen“, erklärte sie. „Oder ist dir dieses erbärmliche Wesen nicht aufgefallen, das eben durch diesen Raum gekrochen ist?“

Ich war zu bestürzt, um darauf antworten zu können. Meine Gedanken überschlugen sich. Natürlich hatte ich mir längst Gedanken über die möglichen Zustände auf dieser Welt gemacht. Ich hatte bereits vermutet, daß wir auf einer Welt der Amazonen gelandet waren. Der Gedanke, daß die Männer hier eine untergeordnete Rolle spielten, war naheliegend gewesen, nachdem Doyana so eigenartig reagiert hatte. Was Elaine jedoch behauptete, erschien mir absolut ungläubhaft.

Ich lachte gequält.

„Du phantasierst“, sagte ich.

Sie trank ihr Glas aus und blickte mich ernst an. Langsam schüttelte sie den Kopf.

„Nein, du Frauenheld“, sagte sie. „Du bildest dir ein, mit Charme und männlicher Aufgeblasenheit könntest du den Helden spielen und dich köstlich amüsieren. Deine einzige Sorge ist, daß es dir hier auf Avalian aus sexueller Übersättigung langweilig werden könnte. Die eifersüchtigen Ehemänner fehlen dir, die deine Liebesabenteuer ein bißchen spannender und interessanter machen.“

„Nun hör aber auf“, protestierte ich.

„Hier ist alles anders“, fuhr sie unerbittlich fort. „Männer existieren praktisch überhaupt nicht mehr.“

„Sie sind zur Fortpflanzung notwendig“, wandte ich ein, fühlte aber selbst, wie schwach mein Argument war.

„Man kann völlig auf sie verzichten“, erläuterte Elaine genüßlich. „Auf dieser äußerst fortschrittlichen Welt hat man einen Entdeckungsstand erreicht, bei dem ...“

„Männer abzuschaffen, ist kein Fortschritt“, rief ich wütend.

„... bei dem man auf Männer verzichten kann. Ich habe mittlerweile von Doyana erfahren, daß die Fortpflanzung hier auf bioelektrischem Wege eingeleitet wird. Es kommt nur darauf an, die Zellteilung in Gang zu setzen. Und das macht man hier eben bioelektrisch. Solange man denken kann, macht man das so. Dabei gibt es hin und wieder auch männliche Abkommen, aber sie sind eigentlich nicht mehr als ein Versehen der Natur. Kämen solche Pannen nicht hin und wieder vor, wüßte man auf dieser Welt gar nicht, daß es überhaupt Männer gibt.“

Ich blickte Elaine an. Sie lächelte boshaft.

„Du siehst, Galto Quohlfahrt“, fuhr sie unerbittlich fort. „Hier auf Avalian bist du ein reichlich exotisches Wesen, sozusagen ein Relikt aus finsterner Vergangenheit.“

Sie schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Wie kannst du dich nur für einen Gott halten, Galto? Ist es möglich, daß ein Mann sich so irrt wie du?“

Sie stützte ihr Kinn in die Hand und blickte mich spöttisch an.

6.

Der Boden schwankte unter mir. Elaines Gesicht verzerrte sich. Von einer Sekunde zur anderen verwandelte sie sich wieder in eine schutzbedürftige, ängstliche Frau. Sie rutschte aus dem Sessel. Der Tisch glitt quer durch den Raum auf mich zu. Die Deckenplatten barsten, und ein Splitterregen prasselte auf Elaine und mich herab. Ich konnte dem Tisch gerade noch ausweichen, erhielt dann jedoch einen Stoß in den Rücken, der mich zu Boden schleuderte.

Von draußen drang das Geschrei der Frauen zu uns herein. Es wurde zeitweilig von dem Dröhnen und Krachen berstenden Gesteins übertönt.

Ich sah, daß ein Teil der Wand hinter Elaine umzukippen drohte. Instinktiv warf ich mich nach vorn, packte den Arm des Mädchens und riß sie zur Seite. Irgendwie konnte ich mich abstoßen. Zusammen mit Elaine rollte ich über den plötzlich schrägen Boden zum Ausgang. Sie klammerte sich schreiend an mich. Ich schnellte hoch, zertrte sie mit mir und rannte ins Freie. Sekunden darauf stürzte das Haus Elaines donnernd in sich zusammen.

Um uns herum war ein einziges Chaos. Der Boden unter unseren Füßen bebte und zitterte. Ich sah, daß breite Risse in der Erde entstanden waren, in die Gebäudeteile, Bäume, Büsche und Frauen hineingefallen waren. Häuser waren umgekippt oder zersplitterten vor unseren Augen in mehrere Teile. Schreiende Frauen versuchten, sich aus den Trümmern zu retten.

Hier und da zuckten Stichflammen in die Höhe. Einige Häuser brannten.

„Halt, mein Fuß“, rief Elaine. Ihre Stimme überschlug sich fast vor Angst.

Ich verharrte auf der Stelle und sah, daß ihr Fuß zwischen zwei Steine gesackt war. Ich kniete nieder und riß mit wilden Bewegungen die Steine auseinander. Elaine versuchte, allein weiterzulaufen, aber sie kam nur wenige Schritte weit. Dann gaben die Beine unter ihr nach, und sie stürzte zu Boden.

In diesen Sekunden fiel mir auf, daß die Tempeltreppen wunderbarerweise von dem chaotischen Geschehen ausgenommen waren. Auch der Tempel wankte nicht. Er schien einer anderen Welt anzugehören. Wuchtig erhob er sich über den Treppen wie ein gewaltiger Kegel, der auf einer Vielzahl von Säulen und Torbögen stand.

Ich hob Elaine auf meine Arme und rannte mit ihr auf die Treppen zu. Wenige Meter neben mir öffnete sich der Boden. Ein Riß entstand, der wenigstens fünfzig Meter lang war und nach und nach bis zu einer Breite von etwa zehn Metern wuchs.

Ich stürmte mit Elaine bis zu den Treppen vor, jagte mit ihr etwa zwanzig Stufen hoch und blieb dann keuchend stehen.

„Hier bist du vorläufig in Sicherheit“, erklärte ich.

Sie akzeptierte meine Behauptung widerspruchslos, obwohl sie wissen mußte, daß ich keinerlei Beweis dafür haben konnte. Tatsache war jedoch, daß der Boden unter uns nur leicht vibrierte, während außerhalb des Tempelbereiches die Welt unterzugehen schien.

„Doyana“, rief Elaine plötzlich. „Sieh doch!“

Mit ausgestreckten Armen zeigte sie auf ein silbrig schimmerndes Gebäude, das in zwei Teile zerbrochen war. Ein mehrere Meter breiter Riß führte von der Spitze bis zur Basis herab. Ein Mädchen klammerte sich an eine Verstrebung. Ihr Fuß war zwischen zerborstem Material eingeklemmt. Da der Riß sich immer mehr verbreiterte, war abzusehen, wann Doyana sich nicht mehr halten konnte.

Ich rannte die Treppe hinunter, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken. Mit einem weiten Sprung setzte ich über einen Graben hinweg. Ungefähr ein Dutzend Frauen eilten mit mir auf die Ruine zu, um Doyana zu retten. Sie erreichten ihr Ziel vor mir und kletterte geschickt an den Vorsprüngen empor, die sich bei der Teilung des Hauses ergeben hatten. Dann zeigte sich jedoch, daß sie zu klein waren. Den letzten Meter bis hin zu Doyana schafften sie nicht.

Sie versuchten, sich gegenseitig zu stützen, schafften es jedoch bis zu dem Zeitpunkt nicht, an dem ich die Trümmer erreichte.

„Laßt mich vorbei“, brüllte ich.

Sie kümmerten sich nicht um mich. Sie taten, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden. Ratlos blickten sie nach oben und sahen zu, wie sich das Ende für Doyana anbahnte. Erst jetzt erkannte ich, daß das schöne Mädchen sich keineswegs festhielt. Ihre Hand war vielmehr ebenso eingeklemmt wie ihr Fuß.

Die Priesterin schrie vor Schmerzen und Entsetzen. Nur noch Sekunden konnte es dauern, bis sie von den beiden auseinanderfallenden Hauptteilen in Stücke gerissen wurde.

Energisch schleuderte ich die Mädchen zur Seite, die mir im Weg standen. Ich merkte nicht, daß das Beben nachgelassen hatte, und daß es ruhig geworden war. Ich raste an den Vorsprüngen hoch und stieß die Frauen aus dem Weg, die mich behinderten.

Doyana blickte mich mit starren Augen an. Ich hatte den Eindruck, daß sie schon gar nicht mehr wußte, was geschah. Die Todesangst betäubte ihre Sinne.

Ich schnellte mich die letzten zwei Meter hoch, packte eine Verstrebung und schwang mich nach oben. Nun konnte ich die verkeilten Platten fassen, in denen der blutige Fuß Doyanas steckte. In den ersten Sekunden schien es, als könnte ich sie nicht einen Millimeter weit bewegen, doch dann gaben sie nach, und der Fuß des Mädchens rutschte aus der Umklammerung.

Doyana fiel aufschreiend nach unten, blieb aber an ihrer Hand hängen.

Nun sprang ich zur anderen Seite hinüber, packte den Arm der Priesterin mit der linken, und stemmte mit der rechten Hand eine dünne Strebe zur Seite.

Doyana war frei.

Ächzend vor Anstrengung hob ich sie zu mir hoch, legte sie mir über die Schulter und kletterte danach an der zerborstenden Außenwand des Hauses herunter. Als ich den Boden erreichte, rissen die anderen Frauen Doyana aus meinen Armen und schleppten sie eilig fort. Keine von ihnen blickte mich an. Sie taten, als ob ich nicht existiere, doch das interessierte mich in diesem Moment recht wenig. Ich war froh, daß ich das schöne Mädchen vor einem grauenhaften Tod bewahrt hatte.

Ich hatte noch nicht wieder Atem geschöpft, als ich sah, wie bei einem noch scheinbar intakten Haus Feuer ausbrach. Flammen züngelten aus dem Torbogen am Eingang heraus. Wenige Schritte daneben ragte ein armdickes Wasserrohr aus dem Boden. Aus ihm schoß ein Wasserstrahl unter hohem Druck heraus. Leider erfaßte er das Feuer nicht.

Ich rannte auf das Rohr zu und stemmte mich dagegen, drückte es herum und richtete es schließlich noch ein wenig auf, bis der Wasserstrahl mitten in die Flammen schoß. Sekunden darauf erlosch das Feuer. Zufrieden bog ich das Rohr vom Haus weg, damit es keine Überschwemmung gab.

In diesem Moment bebte der Boden unter mir erneut. Die Natur von Avalian holte zu ihrem zweiten, vernichtenden Schlag gegen diese Stadt aus.

Jemand tippte mir auf die Schulter.

Ich drehte mich um. Vor mir stand ein Koloß von Weib. Die Frau überragte mich deutlich, und sie brachte sicherlich das doppelte Gewicht wie ich auf die Waage.

Trotz der bedrohlichen Situation grinste ich ihr zu.

Ich war zufrieden mit meiner Leistung und erwartete, daß sie sich bei mir bedanken würde. Das tat sie jedoch nicht. Der Boden rutschte unter mir weg. Ich hatte Mühe das Gleichgewicht zu halten, und so hatte ich nicht die geringste Chance, als sie ausholte und mit aller Kraft zuschlug.

Ihre Faust landete krachend unter meinem Kinn und schleuderte mich meterweit zurück. Mir schwanden die Sinne, noch bevor ich auf dem Boden in einer Schmutzlache landete.

Als ich mich irgendwann später aufrappelte, war ich allein. Ich arbeitete mich aus dem Schlamm heraus.

Das Beben war vorbei. Die Stadt brannte. Vom Paradies war nichts mehr übriggeblieben. Ich sah einige verletzte Frauen, die sich mühsam durch die Trümmer schleppten. Sie klagten nicht. Mit stumpfen Augen und verdreckten Gesichtern bewegten sie sich voran. Auch für sie war eine Welt zusammengebrochen.

Ich rieb mir das schmerzende Gesicht, schüttelte mich und eilte dann zu den Tempeltreppen hinüber. Hier hatte sich inzwischen eine ansehnliche Menge angesammelt. Ich schätzte, daß etwa dreitausend Frauen und zweihundert Männer Schutz auf diesem seltsamerweise ruhigen

Gebiet gesucht hatten. Die verkümmerten Gestalten der Männer kauerten sich wie die Affen zusammen. Sie waren völlig verschreckt und verstört. Einige von ihnen jammerten laut.

Da ich wußte, wo ich Elaine zurückgelassen hatte, fand ich sie schnell. Die Frauen und Mädchen vor ihr machten mir Platz. Mir fiel gar nicht auf, daß sie sich abwandten, ohne mich anzusehen.

Elaine atmete auf, als ich sie erreichte. Sie erhob sich und schmiegte sich an mich.

„Ich hatte solche Angst um dich“, sagte sie.

Ich strich ihr tröstend über das Haar.

„Es ist ja alles gut gegangen“, erwiderte ich. „Wenn mich nicht ein vor Angst verrückt gewordenes Riesenweib niedergeschlagen hätte, dann wäre ich schon früher bei dir gewesen.“

Sie antwortete nicht, sondern blickte starr vor Schrecken auf die Ebene hinaus. Beunruhigt drehte ich mich um.

Nicht nur das Erdbeben bedrohte die Stadt. Ein Seebeben hatte eine hohe Flutwelle aufgeworfen, die nun auf uns zurollte. Noch war sie kilometerweit entfernt, aber schon jetzt war zu erkennen, daß sie die Stadt überschwemmen würde.

Ich legte den Arm um Elaine.

„Nach oben“, flüsterte ich ihr zu. „Schnell.“

Wir schoben uns durch die Menge, die allmählich in Bewegung kam. Mehr und mehr Frauen erkannten die Gefahr, und eine allgemeine Flucht die Treppen hoch setzte ein. Ein unheimliches Donnern eilte der Flutwelle voraus.

„Hoffentlich lastet man uns das nicht an“, rief Elaine, während wir immer schneller die Stufen hoch stürmten.

„Warum sollte man?“ fragte ich.

„Vergiß nicht, wir sind Götter!“

„Du vielleicht“, antwortete ich wütend. „Ich nicht. Du hast dafür gesorgt, daß man mich nicht mehr für einen Gott hält.“

„Dafür vielleicht für den Satan“, antwortete sie gereizt.

Die Menge begann zu schreien. Ich blickte zurück. Aus den Trümmern der Stadt flohen Tausende von Frauen. Viele von ihnen würden es nicht mehr schaffen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Das schien schon jetzt klar.

Die Flutwelle war nur noch etwa einen Kilometer entfernt. Ich schätzte, daß sie ungefähr zwanzig Meter hoch war. Das ganze Tal hatte sich in eine schäumende, gischende See verwandelt. Auf der Nordseite der Stadt stiegen pausenlos kleine Flugzeuge mit Stummelflügeln auf. Der Flugplatz, der dort irgendwo sein mußte, schien also noch in Ordnung zu sein.

Wir hatten den Tempel erreicht. Unter den Torbögen blieben wir stehen. Elaine und ich gehörten zu den ersten, die bis hierher gekommen waren. Mir drehte sich etwas in meinem Innern um, als ich beobachtete, wie sich die Männer verhielten. Die kläglichen Gestalten klammerten sich an die Frauen. Kreischend und wimmernd versuchten sie, von ihnen gerettet zu werden. Doch die Frauen und Mädchen kümmerten sich nicht um sie. Sie bemühten sich vor allem um die Kinder und die alten Frauen.

Auf der Treppe wimmelte es nun von Menschen. Alles suchte das Heil in der Nähe des höchsten Punktes über der Stadt, wo der Tempel stand.

„Geh in den Tempel“, befahl ich Elaine. „Hinter dem Schacht mit dem blauen Auge stehen auf einem erhöhten Sockel Statuen. Dort bist du am sichersten.“

„Ich bleibe hier“, erwiderte das Mädchen aufbegehrend.

„Du tust, was ich dir gesagt habe“, brüllte ich sie an. Ich sah, daß die Frauen in unserer Nähe sich uns überrascht zuwandten.

„Ich bleibe“, entgegnete Elaine trotzig. „Du kannst mir gar nichts befehlen.“

„Ich kann noch etwas ganz anderes, wenn du nicht parierst“, schrie ich und hob die Hand. Elaine erbleichte und floh in das Innere des Tempels. Ihr Widerstand war gebrochen.

Nun flutete die Welle der Flüchtlinge heran. Sie prallten gegen die Mauer, die die Frauen und Mädchen bildeten, bis sie an den Tempel herangelaufen waren. Niemand aber betrat den Tempel selbst, obwohl darin noch Platz für wenigstens tausend Menschen war.

Ich packte die nächsten Frauen, riß sie herum und schrie ihnen zu, daß sie in den Tempel gehen sollten. Sie stellten sich taub. Da stieß ich sie einfach weiter. Der Widerstand der Menge, die sich vor dem Tempel staute, ließ nach. Mehr und mehr Menschen eilten in den

Tempel und machten so den Nachdrängenden Platz.

Ich selbst blieb vor den Torbögen, als die Flutwelle endlich mit vehementer Wucht über die Trümmer der Stadt hinwegraste. Um mich herum schrien die Frauen, Kinder und Männer. In höchster Todesangst versuchten alle, so hoch wie möglich zu kommen.

Das Wasser schoß heran und schwappte die Treppe bis weit über die Hälfte hinauf. Holz, Bäume, Kisten, Schalen, Hausteile und zahllose weitere Dinge wirbelten durch die Luft, emporgeschleudert von dem explosionsartig in die Stadt hineinschlagenden Wasser.

Ich verlor den Boden unter den Füßen. Die Menge preßte mich zusammen mit vielen anderen in den Tempel hinein, doch dann stemmten sich uns andere Avalianerinnen entgegen. Ich konnte mir denken, warum das geschah. Wahrscheinlich kamen mehr und mehr Menschen in die Nähe des Transmitterschachts, vor dem sie in ebenso großer Angst zurückwichen wie andere hier draußen vor dem Wasser.

Minutenlang wurde ich in einem unglaublichen Chaos hin und her gerissen. Ich schlug ebenso um mich wie andere, nur von dem Wunsch beseelt, die Katastrophe zu überleben.

Dann wurde es allmählich ruhiger. Der Druck ließ nach. Die Frauen, Kinder Männer wichen zurück. Die Menge lichtete sich und schließlich konnte ich sehen, wie das Wasser gewütet hatte.

Nur eine einzige Riesenwelle war über das Land gerollt, aber diese hatte genügt, alles zu vernichten, was die Frauen hier aufgebaut hatten. Von der Stadt war nur noch ein Trümmerfeld geblieben. Was das Erdbeben nicht zerstört hatte, das war vom Wasser vernichtet worden.

Ich schob mich durch die wie erstarrt stehenden Frauen nach vorn. Erschüttert blickte ich nach unten. Die Treppe war mit Trümmern, Verletzten und Toten

übersät. Von der paradiesisch schönen Landschaft war nichts mehr geblieben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht gewußt, welche zerstörerische Kraft im Wasser steckte. Jetzt erkannte ich es. Ich blickte auf ein Land hinaus, in dem noch niemals zuvor die ordnende Hand der Avalianerinnen gewirkt zu haben schien.

An die Zahl der Toten und Verletzten, die diese Katastrophe gekostet hatte, mochte ich gar nicht zu denken.

Die Menge setzte sich in Bewegung. Schweigend schritten die Frauen die Stufen hinunter. Ich wartete, bis sich der Tempel weitgehend geleert hatte. Dann trat ich ein.

Einige ältere Frauen gingen an mir vorbei, als wäre ich nicht vorhanden. Ich mußte ihnen ausweichen, um nicht mit ihnen zusammenzuprallen. Ich kümmerte mich nicht um sie. Ihr Verhalten schrieb ich dem Schock zu, den sie erlitten hatten.

Aber dann blieb eine junge Frau stehen und sah mir in die Augen. Sie war blond und auffallend schön.

Ich lächelte tröstend.

„Es wird schon wieder gut werden“, sagte ich zögernd.

Sie verzog ihr Gesicht und erwiderte: „Ich verachte dich!“

Dann eilte sie davon.

Elaine stand an einer Säule, als ich sie fand. Außer ihr war niemand mehr im Tempel, der viel zu wenig Schutz geboten hatte.

„Es ist vorbei“, sagte ich.

„Wenn ich geahnt hätte, was daraus wird, dann wäre ich dir nie aus der SZ-1 gefolgt“, entgegnete sie. „Die Flucht aus dem Schiff hat mir Spaß gemacht. Ich wollte mich amüsieren, einmal etwas anderes erleben, weitab von dem täglichen Einerlei. Aber nicht so etwas.“

Die Katastrophe hatte sie persönlich getroffen. Sie fühlte sich schuldig, obwohl das völlig unsinnig war. Weder sie noch ich hatte irgend etwas mit den Naturereignissen auf dieser Welt zu tun.

„Ich hatte ähnliche Gedanken, als ich die SZ-1 verließ“, gestand ich ein. „Ich habe an ein paar schöne Tage mit dir gedacht.“

„Was können wir tun?“ fragte sie. „Wie können wir helfen?“

„Ich glaube nicht, daß wir das können. Wir haben keine Möglichkeiten. Wir wissen nicht,

wo wir sind. Wir können die SOL nicht rufen."

„Wir könnten es immerhin versuchen."

Ich schüttelte den Kopf.

„Selbstverständlich würde Rhodan die Hilfe nicht verweigern", antwortete ich. „Er ist jedoch nicht so etwas wie eine kosmische Feuerwehr, die bei jeder kleinen Katastrophe helfend eingreift. Er verfolgt große Ziele. Die Avalianer müssen es allein schaffen."

„Das können sie nicht."

„Und warum nicht? Auf diesem Planet gibt es vielleicht Millionen von Frauen. An anderen Orten bestehen vielleicht riesige Städte und gewaltige Industriekomplexe. Was wissen wir denn schon von Avalian? So gut wie nichts. Ich weiß, es klingt nicht besonders mitfühlend, aber dies ist nun einmal ein lokaler Vorfall, der aus höherer Warte nicht so bedeutend ist, wie er uns erscheint." Sie dachte über meine Worte nach und nickte schließlich. „Wir müssen versuchen, den Rückweg nach Rasterstop III zu finden", sagte ich und sah mich dabei im Tempel um. Ich ging zum Schacht und blickte vorsichtig hinein. „Ist jemand hineingestürzt?"

Elaine schüttelte den Kopf.

„Sie hatten Angst davor", antwortete sie. „Die Frauen haben sich auf den Boden geworfen und sich festgeklammert, um nicht in den Schacht gedrückt zu werden."

Tief unter mir sah ich das blaue Auge leuchten.

„Es muß doch irgendwo eine Einrichtung geben, mit der der Transmitter geschaltet werden kann", sagte ich nachdenklich. „Ich kann mir einfach nicht denken, daß der Transmitter nur in einer Richtung arbeitet."

„Warum nicht? Rasterstop könnte der Lieferant für irgend etwas gewesen sein, was eine Transmitter-Einbahnstraße gerechtfertigt hat."

„Dann hätte man Spuren auf Rasterstop finden müssen, die in diese Richtung deuten."

„Das halte ich für einen Trugschluß", erwiderte sie. „Du weißt nicht, wie lange es her ist, daß die Transmitterstraße voll eingesetzt wurde. Die Spuren können im Laufe von Jahrhunderten längst verwischt worden sein."

Elaine hatte nicht ganz unrecht. Ich wußte es. Dennoch wollte ich mich mit ihrer Auffassung nicht anfreunden. Der Grund dafür lag auf der Hand. Mir gefiel der Gedanke nicht, daß ich für den Rest meines Lebens auf diesem Planeten bleiben sollte. Anders wäre es vielleicht gewesen, wenn die Frauen von Avalian andere Ansichten über die Liebe gehabt hätten.

„Elaine", sagte ich, einem spontanen Gedanken folgend, „glaubst du, daß die Avalianerinnen hinsichtlich der Liebe umerzogen werden können?"

Sie blickte mich entgeistert an und begriff meine Gedankensprünge überhaupt nicht.

„Ich mein, man muß sich doch Gedanken über sowas machen, wenn wir vielleicht für immer hier bleiben müssen", ergänzte ich unbehaglich.

Sie errötete, und ihre Augen blitzten wütend auf.

„Du Widerling", rief sie. „Da draußen herrscht bitterste Not, und du denkst nur an deine Liebesgelüste!"

„Ich denke eben pragmatisch", gab ich zurück.

„Du denkst überhaupt nicht", erklärte sie verächtlich.

„Also schön", lenkte ich ein. „Machen wir uns keine Sorgen. Es wird schon irgendwie weitergehen."

Elaine schrie auf. Ich fuhr herum und blickte ebenso wie sie auf den Transmitterschacht. Ein bläulich und grün verfärbtes Gehirn schwebte in einer transparenten Kugel nach oben. Eine unsichtbare Kraft schob es über den Rand des Schachtes hinweg. Hier verharnte es einige Sekunden lang in der Luft und stürzte jäh ab. Ich streckte die Arme aus und fing es auf, bevor es auf den Boden fallen konnte.

Elaine kam zu mir.

„Es ist tot", behauptete sie mit erstickter Stimme. Bleich wandte sie sich ab. „Es geht schon in Verwesung über."

Ich würgte, denn ich erkannte, daß sie recht hatte.

„Wohin damit?“ fragte ich. Sie schüttelte nur stumm den Kopf. Sie wußte auch nicht, was wir damit anfangen sollten.

Ich nahm die Kugel und trug sie vor den Tempel. Ich war versucht, sie einfach die Stufen hinunterzuschleudern, um sie zwischen den aufgeschwemmten Trümmern verschwinden zu lassen. Doch dann sagte ich mir, daß irgend jemand sie finden und auf uns schließen würde. So ging es nicht. Also kehrte ich in den Tempel zurück und blickte mich eingehend darin um, bis ich schließlich so etwas wie einen Abfallbehälter fand. Ich warf die Kugel hinein und wandte mich voller Widerwillen ab.

Nun wußte ich, was gemeint war, als Doyana gesagt hatte, daß „vielerlei Dinge“ aus der Tiefe heraufgekommen waren, aber niemals „jene, die Herr über das Auge sind.“

Abfall war heraufgestiegen, der Abfall aus dem biologischen Laboratorium des Computers.

„Dämmert es dir?“ fragte ich Elaine. „Der Computer schafft alles, was er nicht mehr verwenden kann in den Transmitter. Für ihn ist der Schacht eine Art Müllkippe, weiter nichts. Auf diese Art hat er uns von Rasterstop III entfernt, und so beseitigt er auch alle Produkte seiner stets scheiternden Experimente.“

„Du vergißt die Frauen“, sagte sie. „Entweder sind sie das Ergebnis von gelungenen Experimenten, oder sie sind die eigentlichen Herren der Anlage.“

„Meinetwegen“, lenkte ich ein. „Das spielt jetzt keine allzu große Rolle. Sag mir lieber, was wir tun sollen.“

„Das weiß ich auch nicht“, antwortete sie in einem Ton, der mir zeigte, daß sie mir die Entscheidung und die Initiative überlassen wollte, um mir später die Schuld zuschieben zu können, falls ich nichts erreichte. Sie ging an mir vorbei zum Ausgang des Tempels, blieb unter einem Torbogen stehen und blickte auf die Ruinen der Stadt hinunter. Ich wußte bereits, wie es da draußen aussah. Sie aber erfaßte erst jetzt, wie groß die Katastrophe wirklich war.

Ich kümmerte mich nicht um sie, da mir klar war, daß sie jetzt für eine Unterhaltung nicht in der rechten Stimmung war. Sorgfältig sah ich mich im Tempel um, wobei ich mich zunächst ganz nah am Transmitterschacht aufhielt, und mich dann allmählich von ihm entfernte. Irgendwo mußte etwas vorhanden sein, womit man den Transmitter tief unter dem Tempel beeinflussen konnte. Er mußte umzuschalten sein.

So sehr ich mich jedoch bemühte, ich hatte keinen Erfolg. Ich fand nicht die geringste Spur einer wie auch immer gearteten Schaltung.

„Galto“, rief Elaine. Sie stand noch immer am Ausgang. Ich ging zu ihr.

„Was ist los?“ fragte ich. Sie zeigte stumm nach unten. Ich sah, daß eine Gruppe von zehn Frauen zu uns heraufkam. Einige von ihnen waren mit gewehrähnlichen Geräten bewaffnet. An der Spitze ging die schöne Doyana. Sie hinkte stark. Arme und Füße waren verbunden.

„Das sieht nicht gut aus“, sagte ich besorgt. „Man scheint uns die Schuld zu geben. Ein Glück, daß ich als Gott abgesetzt bin. Du wirst es auszubaden haben, Mädchen. So ist das nun mal. Es ist immer schlecht, wenn man als Göttin allzu nah bei seinen Verehrerinnen lebt.“

„Sei still“, erwiderte sie mit gepreßter Stimme. „Mir ist absolut nicht zum Spaß zumute.“

Ich hüstelte. Mir war ebenfalls nicht wohl in meiner Haut.

7.

Doyana sah bemitleidenswert aus. Sie hielt sich offensichtlich nur unter größten Anstrengungen aufrecht. Doch in ihrem Gesicht war davon nichts zu erkennen. Es war maskenhaft starr. Nur ihre Augen schienen zu leben. Sie blickten Elaine an. Ich dagegen war für sie überhaupt nicht vorhanden.

Vor Elaine sank die schöne Frau auf die Knie.

„Du hast uns einen Beweis deiner Macht gegeben“, sagte sie ehrfurchtsvoll. Der Translator war so perfekt, daß den Ausdruck ihrer Worte deutlich nuancierte.

„Wir danken dir.“

Ich war verblüfft. Ich hatte damit gerechnet, daß die Frauen rebellieren und uns verfluchen würden. Mahnend blickte ich Elaine an, und sie schaltete schnell. Es wäre verhängnisvoll für uns gewesen, wenn wir in diesem Moment geleugnet hätten, höhere Wesen zu sein. Mir widerstrebte es, so zu tun, als wären wir es, aber in dieser Situation blieb uns kaum etwas

anderes übrig. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß wir niemandem schaden, und ich hoffte, daß wir bald Gelegenheit finden würden, von Avalian zu verschwinden.

„Darf ich eine Frage stellen, Erhabene?“ fragte Doyana vorsichtig.

„Du darfst.“

Die Avalianerin wandte mir kurz das Gesicht zu, ohne mich dabei allerdings anzusehen.

„Wer ist er?“

Elaine antwortete nicht, weil sie nicht wußte, wie sie sich verhalten sollte. Ich fluchte still in mich hinein. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß die Avalianerinnen einen so deutlichen Unterschied zwischen mir und Elaine machen würden, obwohl schon manches vorher darauf hingedeutet hatte.

„Er hat den Tempel verlassen wie ein Niederer. Er hat sich gegen das Befohlene gewehrt und mich von dem Weg zurückgezogen, der mir bestimmt war. Ich hörte, daß er es gewagt hat, seine Stimme gegen dich zu richten. Wer ist er?“ „Später“, erwiderte Elaine ausweichend.

„Ich werde dir später alles erklären.“ „Verzeih mir“, bat Doyana bestürzt. Sie senkte den

Kopf. Mir platzte fast der Kragen. Ich hatte ja Verständnis für den religiösen Irrtum der Avalianerinnen. Das war aber kein Grund, mich aus dem Kreise jener auszusortieren, die hier Respekt verdient hatten. Ich fluchte auf diese Frauenwelt, wußte aber nicht, wie ich meinen Protest am besten anbringen konnte. Also stellte ich ihn zurück.

Ich setzte ein überlegenes Lächeln auf. Ich gab vor, die Gelassenheit selbst zu sein und kreuzte die Arme vor der Brust. Dann wippte ich lässig auf den Zehenspitzen und wartete erst einmal ab. Doch Doyana schwieg.

Einem spontanen Gedanken folgend, schaltete ich meinen Videohelm ein. Auf dieser Welt gab es eine hochentwickelte Technik. Also konnte ich mich mit ein wenig Glück auch mit Hilfe meines Spezialgeräts darüber informieren, was wirklich vorging. Ich hatte Pech. Ich empfing überhaupt nichts, weder einen Ton noch ein Bild. Enttäuscht schaltete ich wieder ab.

„Wir werden dieses Tal verlassen“, erklärte Doyana und erhob sich endlich wieder, „und wir bitten dich, mit uns zu gehen.“

Ich nickte Elaine zu.

„Einverstanden“, erwiderte sie, „ich möchte jedoch später noch einige Male hierher zurückkehren.“

„Die Erhabene kann gehen wohin sie will“, sagte Doyana, neigte den Kopf, drehte sich um und schritt mit ihren Begleiterinnen davon.

„Bist du verrückt?“ fragte Elaine, als sie außer Hörweite waren. „Wenn wir den Tempel verlassen, kommen wir vielleicht nie wieder nach Rasterstop. Wir müssen hier in der Nähe des Schachtes bleiben.“

„Ich bin anderer Ansicht. Wir müssen uns auf Avalian umsehen. Irgendwo muß es Aufzeichnungen über diesen Schacht geben. Vielleicht existieren Berichte aus dem Altertum, oder in irgendeinem Museum liegt ein Schaltgerät aus alter Zeit, mit dem wir den Transmitter auf Sendung umschalten können.“ Ich grinste gequält. „Vielleicht ist es ganz gut, daß man mich nun als minderwertigen Knaben ansieht. Dadurch werde ich unter Umständen Gelegenheit haben, nach Informationen über den Transmitter zu suchen.“

Elaine glaubte nicht an die Existenz von solchen Informationen. Sie widersprach mir.

„Wir wissen, daß auf Avalian eine Zivilisation besteht, die mit unserer vergleichbar ist. Wenn irgend etwas bestünde, was dem Transmitter den Anschein des göttlichen Instruments nehmen würde, dann würden die Avalianerinnen diese Information aufgreifen.“

„Das glaubte ich nicht. Denke doch mal daran, wie lange es auf der Erde gedauert hat, bis man die zahllosen Spuren aus der Vergangenheit endlich vorurteilsfrei ausgewertet hatte. Selbst die aufgeklärten Wissenschaftler des zwanzigsten Jahrhunderts haben sich standhaft geweigert, anzuerkennen, daß aus den Spuren der Vergangenheit abzulesen war, daß die Erde im Altertum Kontakt mit den kosmischen Geschehen gehabt hat. Glaubst du, daß es hier anders ist? Bestimmt nicht.“

Sie krauste die Stirn und dachte nach.

„Tu's lieber nicht“, sagte ich. „Für eine Frau genügt es, schön zu sein. Das Denken kannst du getrost mir überlassen.“

„Ekel“, erwiderte sie wütend. Sie ließ mich stehen und eilte die Treppen hinunter.

Elaine war etwa dreißig Meter von mir entfernt, als der gewaltige Gong wieder ertönte. Verblüfft blickte ich zu dem Doppelbügel hinunter, mit dem er betätigt werden konnte. Die Frauen der Stadt hatten diese Einrichtung als erste von Trümmerstücken geräumt und wieder instandgesetzt. Jetzt schlugen vier wuchtig gebaute Avalianerinnen den Gong.

Elaine blieb stehen und drehte sich hilflos nach mir um.

„Na also“, sagte ich und schritt die Stufen hinunter. Ich wäre überrascht gewesen, wenn Elaine sich weiterhin nicht um mich gekümmert hätte.

„Verstehst du das?“ fragte sie.

Ich blickte auf die vom Wasser verwüstete Ebene hinaus. Erst jetzt fiel mir auf, daß dort überall Bewegung war. Irgend etwas näherte sich der zerstörten Stadt.

„Da kommt etwas von See her“, erwiderte ich, „aber ich kann noch nicht erkennen, was es ist.“

„Die Frauen fliehen“, rief Elaine und zeigte zu der, dem Wasser abgewandten Seite der Stadt. Tatsächlich verließen zahlreiche Avalianerinnen die Ruinen. Von unserem Standpunkt aus konnten wir nicht besonders gut sehen. Wir liefen auf der Stufe, auf der wir standen, weiter, bis wir an Statuen vorbei und um die Ecke des Tempels herum auf die Nordostseite sehen konnten. Hier stieg das Land sanft an. Etwa dreißig Kilometer entfernt erhoben sich schneebedeckte Berge. Die Sicht war klar, da das Wasser allen Schmutz und Staub aufgenommen hatte. Ein langgestrecktes Band von Flüchtlingen zog auf die Berge zu.

„Sie verlassen die Stadt Hals über Kopf“, sagte Elaine. „Sie fliehen. Sieh doch, die wenigsten haben etwas bei sich. Sie lassen alles zurück und bringen sich in Sicherheit.“

Ich legte Elaine den Arm um die Schulter.

„Doyana hat gesagt, daß wir auch von hier verschwinden sollen“, erinnerte ich sie. „Das sollten wir tun, ohne viel Zeit zu verlieren.“

Beunruhigt liefen wir die Treppen hinunter bis zum Fuß des Gongs. Die Frauen, die ihn bedient hatten, waren schon weggelaufen. Doch noch immer hielten sich zahlreiche Frauen, Kinder und Männer in der Stadt auf. Ich beobachtete einige dabei, wie sie versuchten, ein paar Habseligkeiten aus ihren zusammengebrochenen Häusern zu retten. Einige von ihnen fuhren plötzlich herum und begannen zu schreien. Sie rannten über die Trümmer davon, als sei der Leibhaftige hinter ihnen her. Sie warfen alles von sich, was sie behindern konnte, und achteten nicht darauf, daß sie sich bei ihrer wilden Flucht verletzten. Unwillkürlich griff ich zur Hüfte, doch ich besaß keine Waffe, mit der ich mich hätte wehren können.

Aus den Trümmern tauchte ein braunes Ungetüm auf. Elaine und ich fuhren vor Entsetzen zurück.

Die Kreatur glich einem riesigen Krebs. Sie bewegte sich auf acht gepanzerten Beinen ungemein schnell voran. Aus ihrem diskusförmigen Körper aber erhob sich wie bei einem Zentauren ein humanoider Körper mit zwei gepanzerten Armen und breiten Schultern. Darauf saß ein entfernt menschlicher Kopf, von dem grünes Haar herabwallte. Dort, wo bei den Menschen Augen und Stirn waren, befanden sich hier eine Unzahl von kleinen, schwarzen Augen, über denen sich acht Fühler bewegten. Darunter aber blitzten die fingerlangen Zähne eines Raubtiergebisses.

Wo der humanoide Teil in den Kresteil überging, ragten zwei mit Widerhaken versehene, bewegliche Stacheln hervor, bei deren Anblick mir ein Schauer des Entsetzens über den Rücken jagte.

Ich wollte Elaine mit mir ziehen, aber sie war wie gelähmt vor Furcht. Ihre Beine gehorchten ihr nicht. Mir blieb keine andere Wahl. Ich nahm sie auf die Arme und flüchtete mit ihr nach Norden, dorthin also, wohin sich der Flüchtlingsstrom bewegte.

Wir waren jedoch nicht weit. Nach etwa fünfzig Metern erreichten wir ein Trümmerfeld, in dem sich Hausteile so ineinander verkeilt hatten, daß sich uns keine Lücke bot. Wir mußten zurück. „Laß mich herunter“, bat Elaine. „Es geht schon.“ Ich war froh über diese Entlastung. Ich setzte sie ab, nahm ihre Hand und zog sie weiter. Ungefähr fünfzehn Meter von uns entfernt bot sich eine Lücke. Dreißig Meter von uns brach eine der krebstartigen Bestien aus den Trümmern hervor. Sie wandte sich erst zur anderen Seite, bemerkte uns jedoch und fuhr herum.

„Weiter. Schnell“, schrie ich Elaine zu, da ich merkte, daß sie am liebsten wieder in die andere Richtung geflüchtet wäre, obwohl ihr klar sein mußte, daß es dort kein Entkommen gab.

Das Ungeheuer rannte auf uns zu. Noch hatten wir einen kleinen Vorsprung. Wir konnten die Lücke vor ihm erreichen, doch Elaine schreckte vor dem vermeintlich zu hohen Risiko zurück, in ihrer Angst nicht begreifend, daß uns nur dieser eine Weg blieb. Ich mußte sie mit Gewalt mit mir zerren. Dabei verloren wir kostbare Zeit. Nur drei Meter von der Bestie erreichten wir die Lücke. Ich schleuderte Elaine nach vorn und stieß sie vor mir her.

„Lauf“, brüllte ich.

In unserer Nähe befanden sich noch einige Frauen. Sie kannten sich hier aus und zeigten uns durch die Richtung, in die sie flüchteten, an, wohin wir uns wenden mußten.

Elaine rannte nun, so schnell sie konnte. Ich lief hinter ihr her und blickte immer wieder über die Schulter zurück. Voller Schrecken bemerkte ich, daß die Bestie uns folgte. Sie schien durch nichts von uns abzulenken zu sein.

Im Laufen bückte ich mich, nahm einen Stein auf und schleuderte ihn auf das Tier. Ich streifte es, ohne es beeindrucken zu können.

Dann erreichten die Frauen und Kinder vor mir eine etwa zwei Meter hohe Barriere aus Trümmern, Gestrüpp und Abfällen. Links und rechts erhoben sich die glatten Wände halberstörter Häuser. Die Flüchtenden stauten sich in dieser Gasse. So war klar abzusehen, daß die Bestie sich hier mühelos ein Opfer holen konnte.

Ich fuhr herum und blieb keuchend stehen. Mit einem Griff zur Seite riß ich einen armlangen Splitter aus den Trümmern. Ich hob ihn und richtete ihn auf das Raubtier, das aus dem Meer gekommen sein mußte.

Es verharrte lauernd einige Schritte vor mir. Ich sah die gebleckten Zähne und die vorgestreckten Spieße mit den Widerhaken.

„Lauf doch, Galto!“ schrie Elaine mir zu.

Sie hatte gut reden. Sie war oben auf der Barriere und damit in Sicherheit. Ich aber konnte es nicht schaffen, ohne mich mit dem Biest vor mir auseinanderzusetzen.

Plötzlich griff das Krebsmonstrum mich an. Es schnellte sich förmlich auf mich zu, indem es die Beine ein wenig einsinken ließ und dann streckte. Die beiden mit Widerhaken versehenen Spieße schossen noch einen halben Meter weiter aus dem Chitinpanzer hervor. Instinktiv hieb ich mit dem Metallplastiksplitter nach dem Angreifer, während ich mich zur Seite warf. Meine Waffe schlug gegen einen der beiden Spieße und zerschmetterte ihn.

Jetzt schrie das monströse Wesen voller Schmerz auf. Es schien, als sei es gegen eine unsichtbare Wand geprallt. Der mächtige Körper erstarrte für Sekunden. Dann drehte das Tier mir das Gesicht zu. Die knopfähnlichen Augen fixierten mich.

Diese so schrecklich aussehende Kreatur hatte wahrhaftig nichts Menschliches an sich. Alles, was an einen Menschen erinnerte, waren die beiden oberen Arme und der aus dem Krebskörper aufsteigende Rumpfteil. Und doch schien es mir, als habe ich ein menschliches Wesen vor mir, das Mitleid verdiente.

Ich wurde unsicher.

Dann aber neigte sich der humanoide Körper vor, und die beiden Arme streckten sich nach einer schweren Metallstange aus, die aus dem Boden ragte. Ich erkannte rechtzeitig genug die Absicht und griff entschlossen an. Wuchtig rammte ich dem Tier den Splitter in den humanoiden Oberkörper.

Das monströse Wesen fuhr mit einem schrillen Aufschrei einige Meter weit zurück. Schreiend versuchte es, den Splitter herauszuziehen. Rötliches Blut schoß in breitem Strom aus seiner Brust.

Ich spürte, daß ich am ganzen Körper zitterte. Plötzlich bereute ich, was ich getan hatte, obwohl ich mir darüber klar war, daß ich gar nicht anders hatte handeln können. Ich war zum Angriff gezwungen worden, oder ich hätte mich opfern müssen.

„Komm, Galto!“ rief Elaine, die nunmehr allein auf der Barriere stand.

Ich konnte mich nicht regen. Irgend etwas lähmte mich. Ich beobachtete, wie die Chitinbeine des Krebskörpers unter der Last der erschlaffenden Muskeln nachgab. Der humanoide Oberkörper warf sich wie in höchsten Qualen hin und her, während immer wieder klagende Laute aus dem Raubtierrachen kamen.

Dann endlich kippte der Kopf nach vorn, und das Tier stürzte zu Boden. Die Hände krallten sich um einige Trümmerstücke, als suchten sie einen letzten Halt, und dann war alles vorbei.

Ich ging mit schleppenden Schritten zur Barriere und kletterte hinauf. Ich hatte einen schalen Geschmack auf der Zunge, und ich spürte, daß ich irgend etwas falsch gemacht hatte.

Als ich oben auf der Barriere stand, sah ich, daß dahinter etwa hundert Frauen und Kinder warteten. Sie blickten mich voller Entsetzen und Abscheu an, wandten sich ab und hasteten davon. Sie zogen Elaine mit sich, die inzwischen zu ihnen hinabgestiegen war.

„Was hätte ich denn tun sollen?“ fragte ich.

Jetzt zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich tatsächlich abermals einen Fehler gemacht hatte. Aber ich wußte nicht, wie ich ihn hätte vermeiden können.

Ich vernahm Schreie hinter mir. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie zwei Frauen und ein Kind von zwei Krebswesen zerfetzt wurden. Sie standen zwischen diesen Bestien, ohne sich zu wehren. Etwa dreißig Meter von ihnen entfernt tauchte eine Gruppe von Flüchtlingen zwischen den Trümmern auf. Sie wichen entsetzt zurück und verschwanden wieder. Wenig später sah ich, wie sie sich westlich von mir in Sicherheit brachten.

Keiner von diesen gequälten Menschen schien auf den Gedanken zu kommen, gegen die monströsen Wesen vorzugehen. Man lief einfach vor ihnen davon, und wenn das nicht möglich war, ließ man sich umbringen.

Ich konnte es nicht fassen.

Verwirrt und erschöpft kletterte ich von der Barriere herunter und folgte Elaine, die zusammen mit den anderen Frauen schon einen großen Vorsprung vor mir gewonnen hatte. Vereinzelt bemerkte ich Frauen in meiner Nähe. Sie beachtetten mich nicht oder wichen mir aus. Das störte mich nicht sonderlich, doch als zwei verkrüppelte Männer verächtlich den Handrücken vor den Mund preßten und sich hinter die Wände einer Ruine zurückzogen, stieg die Wut in mir auf. Diese armseligen Kreaturen hatten wahrhaftig keinen Grund, sich mir gegenüber erhaben zu fühlen.

Ich rannte los und kam bald bis in die Nähe von Elaine. Wir hatten das aufsteigende Gelände schon erreicht. Bis hierher war das Wasser nicht gekommen. Zahlreiche Frauen schirmten Elaine ab. Ich bemühte mich, zu ihr zu gelangen, aber ich schaffte es nicht.

Schließlich blieb ich stehen und blickte zurück. Der Strom der Flüchtlinge aus der Stadt wurde deutlich dünner. Man schleppte Verletzte mit sich und kam dadurch nicht so schnell voran, aber das war auch gar nicht notwendig, denn seltsamerweise drangen die monströsen Krebswesen nicht bis zur Stadtgrenze vor. Sie blieben in den Trümmern und suchten hier ihre Beute.

Als ich mich wieder umwandte, sah ich, daß Flugzeuge in dem hügeligen Gelände landeten. Sie flogen lautlos. Es waren plumpe Maschinen mit Stummelflügeln. Sie nahmen die Flüchtlinge auf und starteten sogleich wieder.

Erneut bemühte ich mich, in die Nähe Elaines zu kommen, um von ihr nicht getrennt zu werden. Aber Elaine stieg in eines der Flugzeuge und verschwand damit.

Nun verwehrten die Frauen mir den Zutritt zu den anderen Maschinen. Sie sagten nichts und stellten sich mir auch nicht direkt in den Weg. Sie taten vielmehr so, als bemerkten sie mich nicht und drängten sich immer gerade dann eng zusammen, wenn ich irgendwo durch- oder vorbeigehen wollte. So bildete sich immer wieder eine Mauer aus Menschen vor mir.

Zunächst ging ich auf das Spiel ein, ohne mich dagegen zu wehren. Ich versuchte, an eines der Flugzeuge heranzukommen, jedoch ohne großen Erfolg. Die Maschinen waren immer schon bis auf den letzten Platz besetzt, wenn ich sie erreichte. Sie starteten lautlos. Senkrecht stiegen sie auf und verschwanden hinter den Bergen.

Ich blieb stehen und überlegte.

Inzwischen war mir klar, daß ich meinen gottähnlichen Status losgeworden war, während Elaine offensichtlich nach wie vor als hochstehendes Wesen angesehen wurde.

Was sollte ich tun? Sollte ich Elaine allein auf dieser Welt lassen, in der sie sich anscheinend ganz wohl fühlte? Unwillkürlich blickte ich zum Tempel zurück. Würde ich dort die Antwort auf die Frage finden, wie ich nach Rasterstopp III zurückkehren konnte?

Ich schüttelte den Kopf.

Daran glaubte ich nicht. Außerdem war das Problem noch nicht gelöst, wenn ich wußte, wie der Transmitter umzuschalten war. Da blieb noch die Computeranlage unter der hufeisenförmigen Insel von Rasterstopp III. Ich wußte, daß der Computer mich nicht willkommen heißen, sondern bekämpfen würde.

Der Rückweg war Elaine und mir versperrt. Wir mußten eine andere Lösung finden. Vielleicht gab es auf dieser Welt schon Raumschiffe, mit denen ich fliehen konnte. Für mich

stand fest, daß wir zwar nicht mehr im Rasterstop-System, aber auch nicht sehr weit davon entfernt waren. Die Transmitteranlage, so glaubte ich, hatte eine begrenzte Reichweite. Wenn es tatsächlich keine Raumschiffe geben sollte, so traute ich mir zu, mit den Mitteln der hier vorhandenen Technik einen einfachen Hypersender zu bauen, mit dessen Hilfe ich die SZ-1 verständigen konnte.

Dazu aber mußte ich in eines der Flugzeuge.

Ich verzichtete nun auf blinde Versuche, die doch nur enttäuschend enden konnten, weil die Frauen zu sehr aufpaßten. Ich ging planmäßig vor, setzte mich auf den moosbedeckten Boden und beobachtete erst einmal. Die Zahl der Flüchtlinge aus der Stadt wurde bald geringer. Die Flugzeuge kamen, landeten und starteten nach wenigen Minuten wieder, so daß ein ständiges Kommen und Gehen herrschte. Alles funktionierte mit der Präzision eines Uhrwerks. Die Avalianerinnen schienen genau zu wissen, wohin sie sich wenden mußten, um einen Platz in einer Maschine zu bekommen. Dabei fiel mir auf, daß sich nie mehr als fünfzig Flüchtlinge in der Nähe eines Landeplatzes versammelten.

Danach begann ich einfach abzuwarten und zu zählen. Meine Chance kam, als eine Gruppe nur auf eine Zahl von siebenundvierzig Personen anstieg. Die übrigen drei waren noch etwa drei Kilometer entfernt, als die Maschine landete. Ich wartete ab, bis vierzig Frauen und Kinder im Flugzeug waren, dann erhob ich mich und stieg kurzentschlossen die Stufen zur Kabine hoch, trat ein und setzte mich in einen gepolsterten Sessel.

Die Frauen waren sprachlos vor Überraschung. Ich hatte sie überrumpelt, und nun wagte es niemand mehr, mich aus dem Flugzeug zu drängen. Wenig später schloß sich das Schott, und die Maschine stieg auf. Ich lehnte mich zurück und entspannte mich. Dieser kleine Schritt war geschafft. Er erschien nicht besonders wichtig, ließ mich jedoch ahnen, welche Schwierigkeiten mich am Ziel des Fluges erwarteten.

Die Maschine beschleunigte mit so hohen Werten, wie ich es von unseren Antigravgleitern gewohnt war. Sie jagte über die Berge hinweg und ging danach in einer weiten Ebene hinunter, die landschaftlich vollkommen erschlossen zu sein schien. Ich sah ausgedehnte Felder und Plantagen. Dazwischen lagen kleine Siedlungen.

Das Flugzeug landete am Rand einer Stadt, die vier- bis fünfmal so groß war wie jene unterhalb des Tempels. Auch hier überwogen die zuckerhutartigen Bauten.

Ich verließ die Maschine, ohne einen Plan betreffs meiner weiteren Schritte zu haben. Ich war mir lediglich darüber klar, daß ich Verbindung mit Elaine aufnehmen mußte.

Einige Frauen schoben mich vor sich her zu einem flachen Gebäude am Rand des Flugfelds. Ich wehrte mich nicht, weil der Strom aller Flüchtlinge sich in diese Richtung bewegte. So hoffte ich, Elaine bald zu finden.

Doch ich täuschte mich.

Als ich das Gebäude erreichte, umringten mich sieben dunkelblau gekleidete Frauen. Sie richteten Waffen auf mich. Ich blieb stehen.

„Was soll das?“ fragte ich. Die Frauen trugen schwarze Tücher, mit denen sie ihre Gesichter weitgehend verhüllten. Eine von ihnen trat auf mich zu.

„Niemand hat dich gebeten, hierher zu kommen“, erklärte sie. „Du bist unerwünscht.“

„Bin ich das?“ fragte ich. „In eurer Stellung würde ich zunächst einmal mit der Erhabenen sprechen. Vielleicht ist sie anderer Ansicht.“

Doch mein Hinweis auf Elaine half mir nichts. Die Frauen schoben mich in einen offenen Wagen. Zwei von ihnen rissen mir die Arme auf den Rücken, und stählerne Fesseln schnappten um meine Handgelenke. Ich wehrte mich nicht, weil ich damit nichts gewonnen hätte. Der Karren rollte an, nachdem vier Frauen eingestiegen waren. Er schoß in einen Tunnel hinein. Das Licht erlosch, und das Fahrzeug raste durch die Dunkelheit. Minuten später flammte das Licht wieder auf, und wir glitten in einen Raum, in dem vier ähnliche Karren geparkt waren.

Die Frauen trieben mich aus dem Fahrzeug, führten mich durch eine Tür über einen Gang und sperrten mich schließlich in ein quadratisches Verlies, das durch einen Leuchtdraht an der Decke schwach erhellt wurde.

„Halt“, rief ich, als eine der Frauen die Metalltür zuschlagen wollte. „Wann komme ich hier wieder heraus?“

Sie blickte mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

„Niemand", erwiderte sie. „Wer erst einmal hierhergekommen ist, wird nie wieder frei sein. Wußtest du das nicht?"

„Woher hätte ich das wohl wissen sollen?" Ich sank auf einen Holzhocker. Die Tür schlug zu. Eisenriegel rasteten ein. Ich sprang hoch und warf mich gegen die Tür, aber es war zu spät.

8.

Zwei Tage mochten etwa vergangen sein, bis in mir auch die allerletzten Zweifel darüber verschwunden waren, was die Frau gemeint hatte, die mich eingesperrt hatte.

Ich war zum Tode verurteilt worden!

Man kümmerte sich nicht mehr um mich. Für die Avalianerinnen existierte ich nicht mehr. Man brachte mir nichts zu essen und zu trinken. Man reagierte nicht, als ich mit den Fäusten und den Füßen gegen die Tür trommelte. Es war, als wäre ich von aller Welt abgeschnitten.

Um mich herum war Stille. Ich vernahm keine Schritte auf dem Gang vor meiner Haftzelle, keine Stimmen, keine Geräusche.

Seit die Tür sich hinter mir geschlossen hatte, überlegte ich, wie ich aus diesem Verlies wieder herauskommen konnte. Die einzige Chance, die sich mir hätte bieten können, mußte durch die Tür kommen. Nur wenn diese sich öffnete, konnte ich etwas unternehmen.

Ich hatte den Raum bis in den letzten Winkel untersucht, aber keine schwache Stelle entdeckt.

Nun saß ich auf dem Hocker, kämpfte mit Schwindel-anfällen, fühlte meine Zunge anschwellen und überlegte, was ich falsch gemacht hatte. Ich hatte geholfen, als Doyana beim Erdbeben in Lebensgefahr geriet, und ich hatte eines dieser monströsen Krebswesen getötet, wobei ich in Notwehr gehandelt hatte.

War das aber schon alles? Ich wußte es nicht. Vielleicht war schon verhängnisvoll für mich gewesen, daß ich überhaupt aktiv geworden war. Ich hatte Elaine angebrüllt und ihr Befehle erteilt, und sie hatte sich meinem Willen gebeugt. Was sollte daran falsch gewesen sein? So sehr ich auch darüber nachdachte, ich fand keine Lösung. Schließlich schob ich diese Frage zur Seite. Was für mich und Elaine normal gewesen war, konnte auf Avalian kein todeswürdiges Verbrechen sein.

Ich hatte einer Frau im Flugzeug den Platz weggenommen. Nun ja, wohl war mir dabei nicht gerade gewesen, obwohl ich gewußt hatte, daß diese Frau in der nächsten Maschine fliegen konnte. Aber das alles reichte noch nicht für ein Todesurteil aus.

Wirklich verhängnisvoll war für mich vermutlich geworden, daß ich gegen das Krebswesen gekämpft hatte.

Wenn es so war, dann konnte es dafür nur einen Grund geben. Diese Tiere waren heilig. Sie mußten so etwas sein wie die der heiligen Kühe, die es vor Jahrtausenden in einer terranischen Provinz einmal gegeben haben sollte. Aber selbst das durfte man mir eigentlich nicht anlasten, da man von mir nicht erwarten konnte, daß ich darüber informiert war.

Elaine befand sich in einer weitaus günstigeren Situation. Sie brauchte sich nur passiv zu verhalten. Wenn sie kleinere Fehler machte, dann gestand man ihr vermutlich als „Göttin" eine Art Ausnahmerecht zu.

Ich stand auf und ging fluchend im Raum auf und ab. Warum unternahm Elaine nichts? Wußte sie nicht,

wo ich war? Oder gab man ihr keine Möglichkeit, mir zu helfen?

Immer wieder hatte ich versucht, zu irgend jemandem mit Hilfe meines Helmvideos Kontakt zu bekommen, aber es war mir nicht gelungen. Dennoch gab ich nicht auf. Ich schaltete das Gerät abermals ein und spielte die Frequenzen durch.

Plötzlich war da eine Stimme, und vor meinen Augen flimmerte es. Erregt griff ich nach meinem Kopf und konzentrierte mich. Ich schrie. Die Stimme wurde deutlicher, aber ich verstand sie nicht, und dann war sie ganz verschwunden. Vergeblich bemühte ich mich, erneut Kontakt zu bekommen.

Enttäuscht sank ich schließlich in den Hocker. Mir wurde klar, daß es mir auch nichts half, wenn ich Verbindung mit irgendeiner Frau aus der Großstadt oder einer anderen Stadt auf

Avalian bekam. Ohne Translator verstand ich sie nicht. Und wie hätte ich ihr erklären sollen, daß sie mich aus dem Verlies befreien sollte? Welchen Grund hätte sie haben sollen, das zu tun?

Ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß keine einzige Frau auf diesem Planeten ein Motiv hatte, mich aus der Zelle zu holen. Auch für Elaine blieb eigentlich nur Mitleid und die Solidarität der Terranerin. Ich hatte sie nicht gerade sanft behandelt.

Ich sprang auf und warf mich schreiend und tobend gegen die Tür. Ich trommelte dagegen, bis ich vor Schwäche zusammenbrach. Mehr denn je bereute ich, daß ich die SZ-1 verlassen hatte.

Irgendwann erholte ich mich wieder so weit, daß ich aufstehen konnte. Mein Videohelm war mir vom Kopf gerutscht. Er lag auf dem Boden. Unwillkürlich griff ich danach, um ihn wieder aufzusetzen, doch ich beharrte mitten in der Bewegung. Ein Gedanke durchzuckte mich.

Bisher hatte ich immer nur versucht, Kontakt zu bekommen. Was hatte ich gewollt? Hilfe. Warum wurde ich nicht selbst offensiv? Ich hatte doch die Möglichkeit dazu. Ich konnte den Helm als Störsender benutzen und damit vielleicht in erheblichem Maße unbequem werden.

Ich setzte mich auf den Hocker und schaltete den Helm um. Dann gab ich ein Dauersignal auf jener Frequenz, auf der ich zum ersten Mal Kontakt bekommen hatte. Meine Blicke richtete ich auf die Tür, obwohl ich noch nicht sofort mit einer Reaktion rechnen konnte. Ich war jedoch davon überzeugt, daß sie sich irgendwann in nächster Zeit öffnen würde. Man würde zu mir kommen, um mir den Helm zu nehmen. Nun, ich wollte es ihnen nicht leicht machen.

Ich setzte den Helm auf.

Die Avalianerinnen würden damit rechnen, daß ich stark geschwächt war. Das traf auch zu, doch ich konnte noch immer erhebliche Kräfte mobilisieren. Jetzt zeigte sich, daß die Posbis ein gutes Werk getan hatten, als sie mich überfüttert hatten. Die Reserven, die ich in mir herumschleppte, waren noch lange nicht aufgezehrt. Ich hatte keinen Hunger. Nur der Durst quälte mich.

Die Frauen von Avalian reagierten außerordentlich schnell - und ebenso falsch, wie ich gehofft hatte.

Schon nach etwa fünf Minuten hörte ich Schritte, die sich meiner Zelle näherten. Das erste Gespräch nach etwa zwei Tagen war für mich wie ein Geschenk des Himmels.

Ich rutschte vom Hocker herunter, setzte mich auf den Boden und lehnte mich mit dem Rücken an die Wand. Dann ließ ich den Kopf zur Seite kippen und schloß die Augen bis auf einen winzigen Spalt. So mußte der Eindruck entstehen, daß ich bewußtlos war.

Die Tür öffnete sich. Ich hatte Mühe, mich nicht durch eine Bewegung zu verraten. Ich sah nur zwei große Füße auf mich zukommen. Dahinter war nur Helligkeit.

Die Avalianerin glaubte, das Problem allein lösen zu können. Ich fühlte, wie sie nach meinem Helm griff.

In diesem Moment warf ich mich nach vorn gegen die Beine der Frau. Ich umklammerte sie und riß sie zur Seite. Die Avalianerin schrie erschrocken auf. Sie versuchte sich abzufangen, stürzte jedoch zu Boden.

Ich sprang auf und rannte auf die Tür zu. Das Riesenweib auf dem Boden erkannte meine Absicht und rollte sich mir in den Weg. Nun griff die Avalianerin nach meinen Beinen. Ich schätzte, daß sie etwa zwei Meter groß war und über 100 kg wog. Dabei wirkte sie keineswegs fett, sondern kräftig und durchtrainiert. Ich merkte augenblicklich, daß ich sie nicht mit einer Frau aus meiner Welt vergleichen durfte. Die Finger krallten sich um meine Beine und bohrten sich wie Dolche in meine Muskeln. Ich brüllte vor Schmerz, und dann schlug ich instinktiv zu.

Ich wußte, daß ich keinen langen Kampf durchstehen würde, deshalb setzte ich alles auf eine Karte und griff voll an. Sie parierte meine ersten Schläge, indem sie die Arme hochriß, dann trat sie mir in den Leib und schleuderte mich so heftig zurück, daß ich gegen die Wand flog. Nur mein Helm rettete mich vor einer gefährlichen Schädelverletzung, als ich mit dem Kopf gegen das harte Material prallte.

Vor meinen Augen tanzten die Sterne.

Wie durch einen Schleier sah ich die offene Tür, durch die helles Licht hereinfiel. Dahinter

lag das Leben. Ich mußte durch die Tür hinaus, oder ich war verloren.

Die Frau schnellte hoch. Mit geballten Fäusten drang sie auf mich ein.

Ich wich ihren Schlägen aus, duckte mich ab, tänzelte zur Seite und griff danach mit äußerstem Krafteinsatz an. Meine Handkanten schlugen erst gegen ihre Oberarmmuskeln, dann gegen ihren Hals und schließlich stachen die gestreckten Finger in ihre Lebergegend. Ihr Gesicht verfärbte sich, und sie sank ächzend zu Boden. Ich entriß ihr das Armbandfunkgerät, jagte zur Tür hinaus und schlug sie hinter mir zu. Dann kippte ich den schweren Riegel zur Seite, so daß sie von innen nicht mehr geöffnet werden konnte.

Ich entfernte mich drei Schritte von der Tür. Dann gaben meine Beine nach, und ich stürzte zu Boden. Mühsam nach Atem ringend blieb ich liegen und kämpfte mit meiner eigenen Schwäche und mit der Versuchung, mich einfach nur auszuruhen.

Doch ich wußte, daß ich keine Zeit verlieren durfte. Bald mußte auffallen, daß die Wächterin nicht zurückkehrte. Dann würden andere Frauen kommen, um nach dem Rechten zu sehen.

Als ich die wütenden Schläge hörte, die die eingesperrte Frau der Tür versetzte, kam ich endlich auf die Beine. Ich rückte meinen verrutschten Videohelm zurecht und lief den Gang entlang.

Ich war etwa dreißig Meter weit gekommen und hatte durch eine Tür einen Zwischenraum erreicht, als aus verborgenen Lautsprechern ein schrilles Geräusch kam. Es konnte nur ein Alarmzeichen sein. Ich begann zu laufen, hastete auf eine weitere Tür zu, öffnete sie und stand überraschend in einer Art Garage. Hier parkten zehn verschiedene Fahrzeuge, von denen einige offen, einige geschlossen waren. Ich entschied mich für einen geschlossenen Wagen mit abgedunkeltem Glas, weil man mich von außen nicht so leicht erkennen konnte. Es machte mir keine Mühe, die Tür zu öffnen.

Ich bereute, daß ich auf der Fahrt hierher nicht darauf geachtet hatte, wie die Fahrerin ihren Wagen bedient hatte. Ich sah mir aber die Instrumente, Hebel und Knöpfe jetzt genau an.

Ich beglückwünschte mich selbst, als ich eine Taste drückte und dann am Vibrieren des Fahrzeugs merkte, daß der Motor angesprungen war. Als Mann, so sagte ich mir nicht ohne Stolz, hat man vermutlich ein natürliches Talent für technisches Gerät.

Ich betätigte einen Hebel. Der Wagen schoß vorwärts, jagte auf eine Gangöffnung zu und fuhr mit hoher Geschwindigkeit hinein, während sich mir automatisch Sicherheitsgurte anlegten.

Das war ein Glück, denn nach etwa fünfzig Metern kam eine große Tür, die den Gang abspernte. Vermutlich mußte ich einen bestimmten Knopf drücken oder ein Signal irgendwelcher Art geben. Bevor mir das jedoch klar gewesen war, hatte der Wagen das Schott bereits erreicht und krachte mit voller Fahrt dagegen. Ich flog in die Sicherheitsgurte und brauchte anschließend mehrere Minuten, um wieder klar zu werden.

Ächzend öffnete ich die Gurte und kletterte aus der zertrümmerten Kabine. Ich hörte die Stimmen von aufgeregten Frauen, die sich mir näherten. Im Schott, das ich gerammt hatte, klaffte ein Spalt. Ich schob mich hindurch und eilte weiter. Im Gang war es recht dunkel. Ein dünner Leuchtdraht an der Decke spendete nur wenig Licht.

Ein Ende des Ganges war nicht zu sehen. Er schien in die Unendlichkeit zu führen. Doch mir blieb keine Wahl. Ich mußte ihm folgen. Bald schon hörte ich erneut Stimmen hinter mir. Die Frauen hatten offenbar den einzig richtigen Schluß gezogen. Ich vernahm ihre Schritte und stellte fest, daß sie rasch aufholten.

Da entdeckte ich auf der linken Seite des Ganges eine Tür. Ich eilte zu ihr hin und öffnete sie. Eine Wendeltreppe führte nach oben. Ich schloß die Tür und hastete die Treppe hoch, so schnell ich konnte. Doch meine Kräfte ließen nach. Schon nach wenigen Stufen mußte ich eine Pause einlegen, um Luft zu schöpfen. So brauchte ich mehrere Minuten, um in zehn Meter Höhe an das Ende der Treppe zu kommen. Meine Verfolgerinnen hatten die untere Tür nicht geöffnet. Sie waren daran vorbeigelaufen.

Von neuer Hoffnung erfüllt, stieß ich die obere Tür auf. Kühle Luft wehte mir ins Gesicht. Ich trat ins Freie. Draußen war es dunkel. Ich hatte mich hinsichtlich der verstrichenen Zeit um wenigstens sechs Stunden verschätzt. Es war mir egal.

Ich entfernte mich einige Meter von der Tür und blieb unter einem Baum stehen. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit. Ich konnte mehr und mehr Einzelheiten

erkennen. Der Himmel war sternenklar. Vorsichtig lief ich weiter. Nach etwa zehn Minuten stieß ich auf einen Zierbrunnen. Ich sank vor ihm auf die Knie und trank das eiskalte Wasser, bis mein Magen rebellierte.

Als der Morgen graute, hatte ich die Stadt fast durchquert. Ich war von der Voraussetzung ausgegangen, daß ich Elaine in einem tempelartigen Gebäude finden würde. Eine „Göttin“ gehörte in den größten und wichtigsten Tempel, und dieser wiederum mußte ein auffälliges Gebäude sein. Nach einigen vergeblichen Bemühungen war es mir schließlich gelungen, ein solches Gebäude auszumachen. Trotz der Dunkelheit konnte ich gut erkennen, da es durch Fackeln beleuchtet wurde. Und auch bei diesem Bau erhob sich ein mächtiger Gang, der mir als das sicherste Zeichen dafür erschien, daß es sich um einen Tempel handelte.

Leider war mein Versuch gescheitert, mit einem Fahrzeug durch die Stadt zu kommen. Ich hatte laufen müssen. Auf meinem Wege hatte ich einen abgestellten Wagen aufgebrochen, in dem ich einige Konserven entdeckt hatte. Sie enthielten einen eßbaren Brei, mit dem ich mich gestärkt hatte.

Die letzten dreihundert Meter bis zum Tempel waren am schwierigsten. Sie führten über eine Treppe steil nach oben. Als ich sie endlich bewältigt hatte, war ich vollkommen erschöpft und konnte mich auch kaum noch vorwärtsbewegen. Die Sonne ging jedoch auf, so daß ich gezwungen war, ein Versteck zu finden.

Der Tempel war ein Säulenbau mit einem geschlossenen, quadratischen Kern. Ich kämpfte mich durch eine von Büschen umsäumte Gasse voran und drang in den Tempel ein. Dies war meine vermutlich letzte Chance. Wenn ich Elaine hier nicht antraf, gab es für mich keine Hoffnung mehr.

Der Tempel war kleiner als jener über dem Transmitter. Er war jedoch nicht weniger kostbar ausgestattet.

Unmittelbar neben dem Eingang lag eine athletisch gebaute Frau auf dem Boden und schlief. Sie hatte eine revolverähnliche Waffe neben sich auf einem Kissen.

Ich schlich mich lautlos an ihr vorbei und blickte mich suchend um, bis ich im Hintergrund neben einer Statue aus rotem Stein eine Tür entdeckte. Ich eilte zu ihr hinüber und öffnete sie vorsichtig.

Elaine ruhte auf einem Bett, das zwischen vier roten Statuen stand. Neben ihr an der Wand befand sich ein Mosaik, das eines jener krebsartigen Wesen zeigte, mit denen ich gekämpft hatte.

Ich trat ein, schloß die Tür hinter mir und eilte zu dem Mädchen. Es erwachte, als ich das Bett erreichte. Erschreckt fuhr Elaine auf.

„Du?“ fragte sie erstaunt. Ihr Schlaf schien nicht tief gewesen zu sein, denn sie wurde schnell wach und wußte sofort, wo sie war. Sie sprach leise und vorsichtig. „Wie kommst du hierher?“

Ich setzte mich zu ihr aufs Bett.

„Mir war es in der Zelle zu ruhig“, erwiderte ich. „Außerdem gab es zu wenig zu essen und zu trinken.“

„Man wollte dich umbringen. Ich weiß. Ich habe vergeblich protestiert. Ich habe alles versucht, Doyana umzustimmen, aber umsonst. Doyana hat politische Ambitionen. Sie hat mir erklärt, daß sie nicht mehr daran glaubt, daß ich eine Göttin bin. Sie will die Massen jedoch weiterhin in diesem Glauben lassen.“

„Kluges Mädchen“, sagte ich. „Schade, daß sie mich nicht auch für ihre Pläne eingesetzt hat.“

„Das hat sie getan“, erklärte Elaine mir hastig. „Du hast ein heiliges Tier getötet, ein Tier, das Träger der Seelen der vergangenen Heldinnen ist. Daraus leitete Doyana für die Öffentlichkeit den Schluß ab, daß du ein Wesen der Finsternen Tiefe bist. Also ein Teufel.“

„Nicht gerade schmeichelhaft“, sagte ich und trank etwas Saft aus einem Krug, der auf dem Tisch stand. „Doyana hat Gut und Böse einander gegenübergestellt, und das Gute siegen lassen?“

„Genau so ist es. Sie behauptet der Öffentlichkeit gegenüber, sie habe von mir erfahren, der Finstere, also du, habest mich, das gottgleiche Wesen, entführt, um mich auf dieser Welt zu versklaven. Dein Verhalten mir gegenüber erscheint dir zwar vermutlich ganz normal, für diese Frauen hier aber war es schockierend. Die Gläubigen nehmen es Doyana daher ab, daß

du sozusagen ein Teufel bist. Deshalb protestiert auch niemand dagegen, daß man dich in eine Zelle gesperrt hat und dich dort umkommen lassen will."

Ich schüttelte den Kopf.

„Typisch weibliche Unlogik“, entgegnete ich. „Wenn ich tatsächlich so etwas wie ein Teufel wäre, hätte ich vermutlich auch die Fähigkeit, mich aus dem Kerker zu befreien. Selbst das dümmste Weib muß sich sagen, daß ein Teufel so etwas kann.“

Elaine lächelte.

„Doyana hat damit gerechnet, daß du ausbrechen würdest.“

Mir blieb der Mund offen stehen.

„Unmöglich“, behauptete ich. „Nein. Das glaube ich nicht.“

„Ich habe Fernsehsendungen gesehen, die sich ausschließlich mit dem Kampf von Gut und Böse befaßten. Du standest im Mittelpunkt der Betrachtungen, und man war sich eigentlich darüber klar, daß ein Teufel aus einem so einfachen Verlies ausbrechen würde. Man forderte die unglaublichsten Sicherheitsmaßnahmen.“

„Nichts war gesichert“, berichtete ich und schilderte, wie ich entkommen war.

„Doyanas Gegenspielerin auf Avalian hat mit aller Energie dagegen gekämpft, daß man versuchte, dich zu töten. Sie fürchtet, daß du teuflisches Wesen dann sozusagen wild werden könntest.“ Elaine stieg aus dem Bett und streifte sich eine Bluse über. „Doyana weiß, daß dich die erste Kugel töten wird. Sie läßt ihre Konkurrentin toben, hofft, daß du ausbrichst, und läßt dich dann erschießen. Damit hat sie ihre Gegenspielerin aus dem Feld geschlagen und kann zudem noch von sich behaupten, das Böse besiegt zu haben. Und welcher Politiker kann das schon von sich sagen?“

Die Ironie in ihren Worten brachte mich auf.

„Verdammt noch mal“, sagte ich stöhnend. „Ich finde das absolut nicht lustig. Was können wir tun?“

Sie wurde ernst. Hilflos hob sie die Schultern.

„Ich weiß nicht“, antwortete sie. „Auf keinen Fall darfst du hier bleiben. Du kannst dir vorstellen, daß Doyana nichts Besseres widerfahren kann, als dich hier zu erwischen und dich hier töten zu lassen.“

„Wahrscheinlich rechnet sie sogar damit, daß ich hierher komme, das undankbare Geschöpf“, sagte ich wütend.

„Ja, aber nicht so schnell.“ Elaine kaute nachdenklich auf ihren Lippen herum. Dann blickte sie auf. „Diesem Tempel sind mehrere Gebäude angeschlossen, in denen die Schätze der Vergangenheit aufbewahrt werden. Vielleicht kannst du dich darin verstecken.“

„So eine Art Museum?“ fragte ich erregt. „Elaine, so etwas suche ich doch.“

Sie eilte zur Tür und drückte sie vorsichtig auf. Dann winkte sie mir, und wir verließen den Raum. Auf Zehenspitzen schlichen wir durch den Tempel an der schlafenden Wächterin vorbei zu einer anderen Tür. Elaine öffnete sie. Dahinter lag ein schmaler Gang. Durch farbige Fenster fiel Licht herein.

„Wir müssen uns trennen“, erklärte sie. „Du mußt es allein versuchen. Ich werde dir vielleicht etwas zu essen und zu trinken bringen. Schnell jetzt.“

Ich zog Elaine an mich und küßte sie. Sie schlang ihre Arme um mich und preßte sich fest an mich. Mir wurde schon beträchtlich wohler, als ich ihre Lippen an meinem Mund spürte. Sie löste sich von mir, lächelte mir zuversichtlich zu und schob mich in den Gang hinein. Dann schloß sich die Tür hinter ihr, und ich war wieder allein.

Ich hatte mir vorgestellt, in einen mittelgroßen Raum zu kommen, in dem allerlei Relikte aus der Vergangenheit dieses Planeten herumstanden. Doch Elaine hatte mich zu einer Halle geführt, die so gewaltig war, da ich sie von einem Ende bis zum anderen nicht überblicken konnte.

Nachdem ich die Tür am Ende des Ganges geöffnet hatte, war ich zu einer Treppe gelangt. Sie führte in ein Dorf hinunter, das aus sieben ärmlich erscheinenden Häusern und einem Turm bestand. Dahinter lag eine weitere Siedlung aus fünf langgestreckten, flachen Häusern. Eine Reihe von Statuen bildete die Trennungslinie.

Hinter diesen Gebäuden hatten die Avalianerinnen weitere errichtet. So weit der Blick reichte, überall sah ich Häuser der verschiedensten Bauart, so daß ich das Gefühl hatte, in eine fremde Stadt einzudringen.

Langsam schritt ich die Treppe hinunter. Ich erreichte das erste Haus und betrat es. An einem flackernden Feuer saßen vier verwildert aussehende Gestalten. Ich schreckte zurück, bis ich merkte, daß sie nicht lebten. Es waren Puppen. Die tanzenden Flammen erzeugten in ihren Glasaugen jedoch ständig wechselnde Reflexe, so daß sie wie lebende Menschen erschienen.

Ich begriff. Die Avalianer hatten hier ein Dorf aus der Frühzeit ihrer Geschichte originalgetreu aufgebaut. Eine Museumsatmosphäre fehlte völlig. Ich hatte den Eindruck, in eine andere Zeit versetzt worden zu sein. Selbst die Geräusche fehlten nicht. So erwartete ich unwillkürlich, daß die Gestalten am Feuer sich erheben und irgendeiner Beschäftigung nachgehen würden.

Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gedacht, als eine Frauenpuppe tatsächlich aufstand. Sie lächelte flüchtig, strich sich das lange, schwarze Haar aus dem Gesicht und ging zu einem Regal, um einen primitiven Tontopf herunterzunehmen. Dann kehrte sie zum Feuer zurück. Auch die Männer wurden plötzlich aktiv. Einer von ihnen schürte das Feuer, der andere begann, ein Steinmesser zu schleifen, und die zweite Frau zog sich ein Fell heran, um es an der Innenseite mit einem Stein zu bearbeiten.

Ich zog mich zurück und ging an einigen Statuen vorbei zur nächsten Siedlung. Die Standbilder stellten Frühmenschen dar, die mit verschiedenen Waffen und Gerätschaften ausgerüstet waren und wie lebende Menschen wirkten.

Bei den nächsten Häusern stieß ich auf das gleiche Bild. Auch hier bewegten sich Roboter, die wie lebende Wesen aussahen und eine Arbeit vortäuschten.

Auch bei weiteren Siedlungen war es nicht anders. Zunächst gelang es mir nur nicht, den richtigen Einstieg zu finden. So geriet ich von einer späteren an eine frühere Epoche und wußte schließlich nicht recht, wie die Entwicklung verlaufen war. Dann jedoch entdeckte ich einige Zeichen, die in klarer Bildsprache erläuterten, welche Reihenfolge ich einhalten mußte.

Nun packte mich die Neugier.

Ich wollte wissen, was das Leben auf Avalian so entscheidend verändert hatte, daß die Frauen sich allein weiterentwickelten, während die Männer verkümmerten. Ich wollte alles über den Transmitter und seine Bedeutung wissen. Irgendwo mußte ich eine Erklärung finden. Vielleicht gab es auch nur einige Hinweise, aus denen ich meine Schlüsse ziehen konnte.

Ich überschlug einige Siedlungen und Epochen und marschierte quer durch die Halle, bis ich auf die Häuser einer Stadt stieß, in denen ich moderne Maschinen bemerkte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich die Roboter praktisch nicht beachtet. Ich habe mich frei und unbefangen zwischen ihnen bewegt, ohne darüber nachzudenken, ob ihre Elektronengehirne mich auch erfaßten.

Dann trat mir plötzlich eine blonde Frau entgegen, blickte mich an und lächelte, und ich wußte nicht, ob sie ein Roboter war oder ein lebendes Wesen.

Meine Zweifel währten jedoch nicht lange, dann sagte ich mir, daß eine Avalianerin mich kaum anlächeln würde.

Der Roboter erklärte mir etwas, aber ich verstand ihn nicht.

„Schon gut“, sagte ich undeutlich und ging um ihn herum. Eilig entfernte ich mich, doch er folgte mir, wobei er pausenlos auf mich einschwatzte. Ich wurde nervös. Alles konnte ich gebrauchen, nur keinen Aufpasser. Ich lief schneller. Er auch. Ich fluchte und rannte schließlich in ein Haus, in dem ein Roboter an einer Drehbank arbeitete. Hier blieb ich stehen. Ich konnte das „Mädchen“ nicht abschütteln. Dabei wußte ich wirklich nicht, was sie von mir wollte. An der Drehbank erwartete ich sie. Sie kam zu mir und redete weiter. Ich griff nach ihrer Hand, die sie mir ohne weiteres überließ, schob sie zu mir heran, drückte sie in einen Schraubstock und drehte diesen schnell zu. Dabei klemmte ich die Hand fest.

Der Roboter schwatzte weiter und zeigte mir dabei sein schönes Lächeln.

„Du mich auch“, sagte ich erleichtert und verließ den Raum. Der Automat versuchte, mir zu folgen, bekam seine Hand jedoch nicht frei. Ich atmete auf und lief durch einige Ausstellungsgruppen bis zu einer Straße. Ich trat zwischen zwei Häusern hervor und sah etwas auf mich zukommen. Erschreckt sprang ich zurück, und ein Fahrzeug jagte lautlos an mir vorbei.

Ich fluchte, weil mir bewußt wurde, daß ich einem Unfall nur ganz knapp entgangen war.

Vorsichtig beugte ich mich vor. Ich stand am Rand einer Straße, auf der sich mehrere Fahrzeuge auf Rädern bewegten. Sie fuhren mit hoher Geschwindigkeit und kümmerten sich nicht darum, ob ihnen etwas in die Quere kam.

Ich sah, wie ein paar buntgefiederte Vögel auf die Straße gerieten und gerade noch vor einem heransausenden Wagen davonflattern konnten. Um mich erst einmal zu orientieren, sah ich mich in aller Ruhe um. Dabei bemerkte ich, daß sich die Szene mit den Vögeln alle paar Minuten wiederholte. Hier war nichts zufällig, und wenn es so schien, als seien die Tiere dem Tode knapp entronnen, so war das nichts als geschickte Regie oder ein sorgfältig ausgearbeitetes Robotprogramm.

Nur ich paßte nicht in dieses Programm und schwebte daher in erheblicher Gefahr, je weiter ich in diesem Museum in die moderne Zeit vordrang.

Das Leben wurde immer gefährlicher, je weiter ich kam. Zu Anfang, als die Frühmenschen noch in Hütten lebten, schien alles friedlich und ruhig gewesen zu sein.

Jetzt aber begegneten mir nicht nur mit hoher Geschwindigkeit fahrende Wagen, hin und wieder tauchten auch verwegen aussehende Männer auf, die andere überfielen, Frauen niederschlugen oder Schießereien begannen.

Es war offensichtlich, daß die Avalianer mit einer erheblichen Kriminalität zu kämpfen gehabt hatten.

Dann betrat ich einen Gebäudekomplex, der bereits aus zuckerhutähnlichen Häusern bestand, und alles war plötzlich anders. Es gab keine Männer mehr.

Mir wurde klar, daß ich etwas übersehen hatte, und ich schlug einen weiten Bogen, bis ich in eine Symbolgruppe kam, die einen kleinen Ausschnitt einer großen Stadt zeigte. Ich sah schrecklich entstellte Gestalten, die sich mühsam durch die Räume der Häuser schleppten. Auf den Straßen lagen Männer und Frauen, deren Haut sich verfärbt hatte. Beulen bedeckten ihre Körper.

Alles sah so echt aus, daß mir übel würde. Ich brauchte einige Zeit, bis ich mich wieder erholt hatte. In dieser Zeit sagte ich mir immer wieder, daß ich es nicht mit wirklich lebenden Wesen zu tun hatte, sondern nur mit Robotern, die als Schauspieler fungierten.

Ich vernahm Geräusche, die nicht zu den anderen paßten. Und plötzlich tauchte zwischen den Häusern eines benachbarten Komplexes eine Gruppe von jungen Frauen auf. Obwohl sie sich kaum von den anderen hier agierenden Figuren unterschieden, wurde mir schlagartig klar, daß es Museumsbesucher waren und keine Roboter.

Ich zog mich hastig zurück. Das Museum hatte mich derart fasziniert, daß ich darüber vergessen hatte, daß es eine öffentliche Einrichtung war. Ich hatte Glück gehabt, daß ich noch nicht entdeckt worden war.

Plötzlich hörte ich Stimmen hinter mir. Schritte näherten sich. Ich befand mich in einer Gasse. Auf dem Boden lagen einige Männer, die einer Seuche zum Opfer gefallen waren.

Ich ließ mich fallen, riß mir den Pickelhelm vom Kopf und verbarg ihn unter dem Arm. Dann schützte ich das Gesicht mit dem anderen Arm und wartete ab.

Eine Gruppe von jungen Mädchen kam aus einem Haus. Lachend und schwatzend zogen die Avalianerinnen an mir vorbei. Eine von ihnen stieß mich übermütig mit dem Fuß an, doch keine merkte, daß ich kein Roboter war. Das glaubte ich jedenfalls. Ich wartete ab, bis ich mich allein wähnte, dann hob ich den Kopf.

Drei Meter von mir entfernt stand ein rothaariges Mädchen. Es blickte auf mich herab. Ich den Händen hielt es eine Schußwaffe, die genau auf meine Stirn gerichtet war.

9.

Sie sagte etwas, da sie jedoch kein Übersetzungsgerät dabei hatte, verstand ich sie nicht. Ich erhob mich mit langsamen, vorsichtigen Bewegungen. Jetzt kam es darauf an, sie nicht zu erschrecken. Ein Schuß oder ein Hilfeschrei mußte die anderen aufmerksam machen und herbeirufen. Dann war es vorbei mit mir.

Ich streckte die Arme zu den Seiten hin aus und zeigte ihr meine offenen Hände. Zugleich lächelte ich, um sie zu beruhigen, doch so leicht war sie nicht zu täuschen. Ihre Augen blieben hellwach, und sie achtete sorgfältig darauf, daß der Abstand zwischen uns gleich groß blieb.

„Und dann?“ fragte ich. „Wie geht es weiter?“

Sie begriff nicht, was ich gemeint hatte, aber ich erkannte, daß sie sich mit eben diesem

Problem beschäftigte. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Zurückweichend sah sie sich um, aber die anderen Mädchen hatten sich bereits weit entfernt. Wir hörten sie schon nicht mehr.

Sie richtete die Waffe nach oben, um einen Signalschuß abzugeben. Darauf hatte ich gewartet. Ich setzte alles auf eine Karte und schnellte mich auf sie zu. In diesem Moment konnte ich keine Rücksicht darauf nehmen, daß sie ein weibliches Wesen war. Es ging um mein Leben. Mit einem wuchtigen Schlag hieb ich ihr die Waffe aus der Hand, bevor sie abdrücken konnte.

Wir stürzten beide zu Boden, und jetzt zeigte sich, daß ich sie unterschätzt hatte. In ihrem so zart erscheinenden Körper steckten die Kräfte eines erwachsenen Mannes. Ihre kleinen Fäuste hämmerten gegen meine Brust, daß ich fürchtete, mein Herz werde unter dem Druck zerplatzen. Ich stürzte auf sie. Durch mein Gewicht hinderte ich sie daran, mich vollends k.o. zu schlagen. Doch nun legte sie mir die Hand um den Hals und drückte die Daumen mit aller Kraft gegen meinen Kehlkopf.

Eisiger Schrecken durchfuhr mich, während ich mich instinktiv aufbäumte, um dem tödlichen Angriff zu entgehen.

Ich warf die Arme nach vorn und schleuderte ihre Arme damit zur Seite. Ihre Fingernägel fuhren über meinen Hals und schnitten sich tief in die Haut ein. Dann aber war ich frei und konnte durchatmen.

„Es tut mir leid“, sagte ich und hieb ihr die Faust unter das Kinn. Es tat mir selbst weh, gegen ein Mädchen so vorgehen zu müssen, aber mir blieb keine andere Wahl. Zudem war ich so vorsichtig, daß ich sie nicht verletzte, sondern nur leicht betäubte. Sie wurde nicht bewußtlos, sondern verlor nur für einige Sekunden die Orientierung. Diese Zeit nutzte ich, sie herumzudrehen und ihr ein Papiertuch, das ihr entfallen war, zwischen die Zähne zu stecken.

Dann hob ich sie hoch und rannte mit ihr in eines der Häuser. Sie strampelte mit den Beinen und hieb mir die spitzen Ellenbogen in den Leib, so daß ich vor Schmerzen aufstöhnte. Ich konnte mich nicht wehren, da ich sie mit dem einem Arm trug und ihr mit der anderen Hand den Mund zuhielt.

Im Haus setzte ich sie ab. Sie wirbelte herum und spuckte das Tuch aus. Dies war kein hübsches, begehrenswertes Mädchen der Art, wie ich sie von der SOL her kannte. Dies war eine kleine Bestie, ein unerbittlicher Feind, der gnadenlos tötete, wenn ich ihm auch nur die geringste Chance gab.

Sie holte bereits zu einem Schlag aus, als ich ihr rasch den Arm festhielt, mich über sie beugte und sie auf den Mund küßte. Die Arme sanken ihr nach unten. Ihre Augen weiteten sich, und sie wich von mir zurück, als hätte ich die Pest.

„Das war wohl völlig neu für dich, wie?“ fragte ich, packte ihren Arm, warf sie herum und schob sie durch eine Tür in eine kleine Kammer. Sie sträubte sich zu spät. Als sie erkannte, was geschah, knallte die Tür schon hinter ihr zu. Ich schob einen Tisch dagegen und sicherte den Türdrücker, eine einfache Apparatur, mit einem Metallständer ab. Dann rückte ich noch einen schweren Schrank vor den Tisch und verkeilte ihn, indem ich eine Fußbank zwischen ihn und die Wand drückte. Nun konnte die Gefangene sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien, aber das war für mich eigentlich unwichtig.

Früher oder später würde man sie vermissen und nach ihr suchen. Man würde sie finden, und dann würde man wissen, daß ich hier im Museum war. Damit wurde die Situation kritisch.

Ich beschloß, die Gefahr vorläufig zu ignorieren und diesen Museumsabschnitt weiter zu untersuchen. Ich sah mir die von Beulen entstellten Roboter an, betrat einige Häuser und geriet schließlich in ein Labor, in dem ich eine seltsame Anordnung von Laborgeräten, Leichen und ausgestopften Tieren vorfand, die ebenfalls als Opfer der Seuche präpariert waren. Alles sah so echt aus, daß ich mir immer wieder sagen mußte, daß ich in einem Museum war.

Für mich war klar, daß die Katastrophe durch Laborexperimente ausgelöst worden war. Die Bilder waren eindeutig.

Auffallend war, daß nur Männer in diesem Bereich zu sehen waren. Offenbar waren nur sie dem tödlichen Krankheitserreger zum Opfer gefallen.

Ich eilte zur nächsten Ausstellungsgruppe weiter und fand hier die Bestätigung für meine Überlegungen. Das Leben normalisierte sich wieder, aber ich sah nur zwanzig Frauen und

einen Mann, der kaum mehr als ein Wrack war.

Jetzt hastete ich weiter, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ich beobachtet werden konnte. Ich kümmerte mich um nichts mehr, denn ich glaubte, das Geheimnis der Frauenwelt lösen zu können. Doch ganz gelang es mir nicht. Plötzlich verstummten die vielfältigen Geräusche im Museum. Die Roboter erstarrten mitten in der Bewegung. Ein Alarmgerät heulte auf. Der nerventötende Ton füllte das ganze Museum aus.

Unwillkürlich floh ich in eines der Häuser und schlug die Tür hinter mir zu. So konnte ich nicht so leicht gesehen werden.

Durch eines der Fenster blickte ich hinaus. Ich beruhigte mich, denn ich sagte mir, daß es Tage dauern konnte, bis die Sicherheitskräfte von Avalian dieses Museum bis in den letzten Winkel durchsucht hatten. Mir blieb also noch eine letzte Frist, vorausgesetzt, ich blieb nicht in dem Bezirk, in dem ich mich jetzt aufhielt. Hier war das Mädchen verschwunden, also würde hier auch die Suche beginnen.

Ich verließ das Haus wieder. Die Sirene war verstummt. Von fern tönnten Stimmen zu mir herüber, verstummten jedoch bald wieder. Noch war ich nicht in unmittelbarer Gefahr. Konnte ich es wagen, noch einige Zeit in diesem Bereich zu bleiben?

Ich mußte es riskieren, denn noch wußte ich zu wenig. Ich kehrte vorsichtig zu jenen Ausstellungshäusern zurück, an denen für mich klar geworden war, daß die Männer dieser Welt fast ausnahmslos einer Seuche zum Opfer gefallen waren.

Von nun an wurde die Darstellung der Ereignisse und der Probleme offenbar zu schwierig. Die Roboter und eine Einrichtung der Häuser sprachen nicht mehr die klare Sprache wie die anderen Dinge, die ich zuvor gesehen hatte. Hinzu kam, daß ich mich nicht mehr so gut konzentrieren konnte, denn ich hörte, daß die Suchtrupps allmählich näher kamen.

Dennoch erfaßte ich immerhin soviel, daß eine Sternenexpedition zu einem anderen Sonnensystem aufgebrochen war. Auf einem anderen Planeten sollte versucht werden, aus gesundem Erbgut der Kern eines neuen Volkes zu bilden, das sich zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen zusammensetzte. Wenn ich die Zeichen und Bilder richtig deutete, dann waren drei Raumschiffe gestartet, doch man hatte nie wieder etwas von ihnen gehört. Sie waren verschollen.

Als ich soviel enträtselt hatte, konnte ich nicht mehr länger bleiben. Ich mußte den Bezirk verlassen, weil ich bereits Stimmen hörte.

Hastig lief ich um die Ecke eines Hauses und prallte mit einer Frau zusammen, die mir entgegenkam. Sie war größer und massiger als ich, doch sie war dadurch benachteiligt, daß sie eine Schüssel mit einer Flüssigkeit in den Händen trug.

Sie schrie erschreckt auf und versuchte, die Schüssel zu retten. Das gelang ihr jedoch nicht. Das Gefäß schlug auf den Boden, bevor sie es erneut packen konnte. Ein rötlicher, zäher Sirup schwappte hoch. Ich wich ihm instinktiv aus und balancierte dabei auf dem linken Bein, um nicht zu stürzen. Mein rechter Fuß fuhr der Frau unter das Kinn. Die rote Flüssigkeit schwappte über ihren Kopf hinweg.

Sie schrie noch lauter als zuvor und fiel endgültig auf den Boden. Ihre Hand krallte sich in meine Bluse, und sie riß mich mit. Wir rutschten aufeinanderliegend durch eine Siruplache, während ich mich mit beiden Händen gegen sie stemmte, um nicht mit dem klebrigen Stoff in Berührung zu kommen. Dabei stießen wir mit einer anderen Frau zusammen, die ebenfalls einen solchen Topf transportierte. Ihr erging es nicht anders als der ersten. Nur ich kam heil davon, weil ich mich instinktiv zur Seite gewälzt hatte.

Von allen Seiten näherten sich auffallend große und kräftige Frauen. Ich flüchtete zwischen zwei Häuser, setzte über eine Mauer hinweg, stürzte versehentlich eine Statue um, die dabei zerbrach, und stand plötzlich vor einem Gerät, das eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem terranischen Transmitter hatte. Ich blieb stehen. Neben mir erhob sich eine Wand aus transparenten Behältern. Darin lagen Schläfer.

Mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken, was dies zu bedeuten hatte. Zwei Frauen rannten auf mich zu. Ich sprang durch den nicht aktivierten Transmitter. Die beiden Frauen reagierten mit entsetzten Schreien. Sie blieben zögernd stehen, während ich über einen Innenhof lief, ein Haus durchquerte und dann in einem kleinen Wäldchen untertauchte. Ich eilte minutenlang durch primitive Siedlungen der Anfangszeit und tauchte dann in einem Bereich unter, in dem allerlei Gerümpel abgestellt worden war. Dazu brauchte ich nur eine Metallmauer zu überklettern, die vermutlich aus optischen Gründen errichtet worden war.

Ich setzte mich zwischen zwei unverkleidete Roboter und rang keuchend nach Luft. Die

Frauen schrien und brüllten durcheinander. Die Sirene heulte, und schließlich bemerkte ich sogar einen Gleiter, der über die Ausstellungskomplexe hinwegflog. Zwei Frauen saßen darin. Sie spähten angestrengt nach unten. Ich kroch in eine Kiste und zog einen Deckel darüber, so daß ich zumindest für einige Zeit in Sicherheit war.

Es dauerte nicht lange, bis ich ein gleichmäßiges Fiepen in meiner Nähe vernahm. Beunruhigt kletterte ich aus der Kiste heraus und sah mich um. An der Mauer leuchtete in regelmäßigen Abständen ein rotes Licht auf. Ich erschrak, kletterte über die Mauer und flüchtete bis zu einer Siedlung, die aus primitiven Hütten bestand. In einem Lehmgebäude saßen drei Roboter, die Urwelteinwohner darstellen sollten, an einem flackernden Feuer zusammen. Ich setzte mich kurzentschlossen dazu, nachdem ich ein Fell und einen Haarwedel von der Wand genommen hatte. Ich schlang mir das Fell um den Körper, verbarg meinen Videohelm unter dem Arm und legte mir das Haarbüschel auf den Schädel.

Schritte näherten sich. Ich blickte starr geradeaus und verhielt mich völlig still. Im Eingang erschien eine athletisch gebaute Frau. Sie war über zwei Meter groß und hatte Fäuste, mit denen sie sicherlich sogar Ynkelonium verbiegen konnte.

Sie blickte nur flüchtig in die Hütte und eilte dann weiter. Ich atmete bereits auf, doch sie kehrte zurück und musterte mich mit verengten Augen. Ich fühlte, daß mein Herz schneller schlug. Eine Fliege kreiste vor meinem Gesicht und landete schließlich auf meiner Nase. Sie kroch über die rechte Wange zum Auge hoch. Es kitzelte, als die kleinen Füße sich in die Härchen am unteren Lid krallten.

Die Frau am Eingang stopfte sich etwas Schwarzes in den Mund und kaute darauf herum. Dann murmelte sie etwas vor sich hin, wandte sich ab und ging davon. Ich fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und vertrieb die lästige Fliege, doch sie kehrte immer wieder zu mir zurück. Immer aufgeregter kreiste sie um meinen Kopf und kroch schließlich in das Haarbüschel.

Zwei Frauen gingen an der Hütte vorbei, stutzten und kamen zum Eingang. Eine von ihnen zeigte auf mich und lachte. Die andere weitete die Augen und prustete los. Mir stieg das Blut in den Kopf. Welcher Mann hat es schon gern, wenn Frauen über ihn lachen.

Doch damit nicht genug. Die Fliege krabbelte über meine Stirn zum rechten Auge hin, als wüßte sie genau, daß ich mich jetzt nicht wehren konnte. Zu allem Überfluß blieben die beiden Frauen, wo sie waren.

Die Fliege kroch über meine Augenbrauen ins Auge.

Jetzt konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Das Lid zuckte, und die Fliege stieg surrend auf.

Eine der beiden Frauen wandte sich mir überrascht zu. Sie schien die winzige Bewegung nicht genau gesehen zu haben. Langsam kam sie auf mich zu, dann fuhr sie wie von der Tarantel gestochen zurück und floh zum Eingang. Sie rief der anderen Frau etwas zu, und diese zog eine revolverähnliche Waffe aus ihrem Gewand. Sie schoß auf mich. Die Kugel strich haarscharf an meinem Kopf vorbei, und ich duckte mich unwillkürlich ab.

Dann hob ich die Arme.

In diesem Moment tauchte Elaine hinter den beiden Frauen auf. Sie hielt eine moderner aussehende Waffe in den Händen. Ich vermutete, daß es ein Energiestrahler war. Sie schrie den beiden Avalianerinnen etwas zu, was ich nicht verstand.

Bestürzt drehten die beiden Frauen sich um. Der Revolver fiel zu Boden. Ich eilte zum Eingang und nahm ihn auf.

„Das hättest du nicht tun sollen, Elaine“, sagte ich.

An dem schönen Mädchen vorbei sah ich, daß zahlreiche Wachen heranstürmten. Elaines Einsatz für mich war sinnlos gewesen, da es keinen Vorteil brachte, sondern sie nun auch noch gefährdete. Vier Frauen drangen auf Elaine ein und entrissen ihr den Strahler. Dann ging alles schnell. Von überall her warfen sich Frauen auf uns. Ich wollte mich nicht wehren, aber ich schlug doch um mich. Ebenso Elaine, die immer wieder wütend aufschrie. Aber für uns beide war es zu spät.

Wenig später schon lagen wir an Händen und Füßen gefesselt auf dem Boden.

„Eine Göttin tut so etwas nicht“, sagte ich mühsam. „Du hättest dich nicht einmischen sollen.“

„Sollte ich zusehen, wie sie dich abknallen?“ fragte sie.

„Du hättest dich ja abwenden und dir die Ohren zuhalten können“, erwiderte ich, aber sie

konnte nicht darüber lachen.

„Unsere Situation ist wirklich ernst“, ermahnte sie mich. „Die Zeit, in der wir uns Scherze leisten konnten, ist vorbei.“

Ich gab mich sorglos.

„Was kann schon passieren, Elaine?“ fragte ich. „Wenn es ernst wird, können wir ihnen immer noch ein paar Vorschläge machen. Wir können ihnen ein gutes Geschäft anbieten. Ihre Technik ist noch nicht so weit wie unsere.“

„Sie haben eine ganz andere Mentalität als wir“, entgegnete sie. „Geschäfte und Technik sind zwar wichtig, aber die Religion oder das, was sie dafür halten, ist ihnen wichtiger. Ich habe viel von Doyana gelernt. In dieser Welt steht primitiver Geister- und Aberglaube neben nüchterner Wissenschaft.“

„Ich dachte, ich sei nun kein Gott mehr? Ich dachte, ich sei nun sozusagen *entgeistert*?“

„Ganz und gar nicht“, erklärte sie mir. Wir lagen noch immer in der Hütte. Die Avalianerinnen hielten sich davor auf. Niemand kümmerte sich um uns, da man wußte, daß wir nicht entkommen konnten. „Man glaubte nach wie vor, daß du so etwas wie ein Gott, ein Geist oder Dämon bist, aber ein böser. Du bist das, was wir als Teufel bezeichnen würden.“

„Und du bist des Teufels Braut?“

„Spotte nicht“, bat sie mich mit halb erstickter Stimme. Tränen stiegen ihr in die Augen. „Es ist wirklich so. Doyana kann mich nun nicht mehr schützen.“

„Was wird mit uns geschehen?“

„Das weißt du doch. Dich hätte es auf diese Art ja schon fast erwischt.“

Ich dachte mit Entsetzen an das Verlies, in das man mich gesperrt hatte. Dieses Mal würden wir wohl nicht mehr aus dem Gefängnis entkommen können.

Ich bäumte mich in meinen Fesseln auf, erreichte damit aber nur, daß sie sich noch tiefer ins Fleisch schnitten.

Ich konnte nichts mehr tun. Es schien, als gebe es keine Möglichkeit mehr, dem Verlies zu entgehen.

„Warum mußtest du auch baden“, sagte ich. „Hättest du nicht damit warten können?“

Elaine lächelte auch jetzt nicht. Sie preßte die Lippen zusammen. Mir tat leid, was ich gesagt hatte. Ihr einen Vorwurf zu machen war nicht richtig. Sie war ebensowenig für das verantwortlich, was geschehen war, wie ich. Der Computer der Hufeiseninsel hatte Einfluß auf den Autopiloten des Raumgleiters genommen, und von da an war alles nach seinem Willen verlaufen.

Ich sagte Elaine, daß wir ein Opfer des Computers geworden waren, und daß keiner von uns eine Schuld trug. Sie war mir dankbar für meine Worte, wandte mir das Gesicht zu und blickte mich an. Sie entspannte sich etwas.

„Was hast du herausgefunden?“ fragte sie nach einer Weile.

Ich hoffte, sie ablenken zu können und berichtete von meinem Gang durch das Museum. Sie hörte sich alles geduldig an und unterbrach mich auch bei meinen Schlußfolgerungen nicht.

„Jetzt wird mir alles klar“, sagte sie schließlich. „Doyana hat mir auch etwas über diese Welt und ihre Geschichte erzählt. Es paßt zu dem, was du herausgefunden hast.“

„Erzähle“, bat ich. „Habe ich mich irgendwo geirrt?“

„Das nicht, aber du hast nicht alles richtig erkannt“, erwiderte sie. „Tatsächlich hat es eine Seuche gegeben. Sie wurde durch biologische Experimente ausgelöst, die im Rahmen von Zuchtversuchen durchgeführt wurden. Man befürchtete, daß die gesamte Bevölkerung von Avalian daran zugrunde gehen würde. Deshalb rüstete man eine Weltraumexpedition aus und versuchte auf diese Weise, die noch gesunden Menschen zu retten. Der Plan war, wie ich jetzt sehe, diese Menschen in einer Robotstation auf einem anderen Planeten in einen Tiefschlaf zu versetzen, der vermutlich Jahrhunderte dauern sollte. Danach sollten die Menschen nach Avalian zurückkehren und diese Welt besiedeln.“

Allmählich begriff ich ebenfalls.

„Tatsächlich aber starben hier nicht alle Menschen. Die Frauen überlebten, und die Männer verkümmerten. So entwickelte sich eine völlig neue Kultur, die mit der alten kaum noch etwas gemein hatte. Die Weltraumexpedition geriet in Vergessenheit, da man

nie wieder etwas von den abgeflogenen Avalianern hörte", fuhr Elaine fort.

„Wie aber paßt der Transmitter ins Bild?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht genau", entgegnete sie. „Ich kann nur vermuten, daß er gebaut wurde, weil man hoffte, mit der Expedition durch ihn Verbindung aufnehmen zu können. Wahrscheinlich hat man ihn erst lange nach dem Start eingerichtet."

„So wird es gewesen sein", ergänzte ich, denn ich erinnerte mich an einige Mosaiken, die ich gesehen hatte. „Der Transmitter arbeitete zunächst nicht. Später aber schaltete er sich ein, als auf Rasterstop III die dort gelandeten Avalianer eine Gegenstation errichtet hatten. Doch hier auf Avalian hat niemand bemerkt, daß der Transmitter funktionierte, weil die Seuche ein weltweites Chaos angerichtet hatte."

„Und auf Rasterstop III hat man vermutlich nicht gewagt, durch den Transmitter zu gehen, weil man die Seuche auf Avalian fürchtete", sagte Elaine. „Man hat sich von dem Roboter in Tiefschlaf versetzen lassen, einen Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gab."

Nun war mir auch der Rest klar. Der Roboter hatte versucht, die Schläfer wieder zu wecken. Das war ihm nicht gelungen. Daraufhin hatte er biologische Experimente gestartet, aber sie hatten kein positives Ergebnis gehabt. Doch das war für den Computer nicht entscheidend gewesen. Er hatte alle Ergebnisse in den Schacht und damit in den Transmitter werfen lassen und auf diese Weise nach Avalian geschickt. Hier waren nur „Abfälle" angekommen - mit einer Ausnahme. Der Computer hatte Elaine und mich nicht umbringen, sondern durch den Transmitter schicken wollen. Das war ihm gelungen.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, als ich soweit gekommen war mit meinen Überlegungen. Als Robotologe war ich mir darüber klar, daß der Computer seine Aufgabe nunmehr als erledigt ansah. Das konnte bedeuten, daß er die Transmitterverbindung einfach abschaltete. Und das wiederum hieß, daß es keinen Weg zurück nach Rasterstop III mehr gab.

Doyana trat ein. Mir wurde bewußt, daß es für Elaine und mich keine Rolle mehr spielte, ob der Transmitter noch eingeschaltet war oder nicht. Für uns war alles zu Ende.

Die Priesterin blickte mich haßerfüllt an. Sie stieß Elaine verächtlich mit dem Fuß an.

„Ich hätte dich für klüger gehalten", sagte sie zu ihr, und ihre Worte wurden durch den ringförmigen Translator übersetzt. „Du hättest dich nicht für ihn einsetzen dürfen."

„Du wagst viel, Doyana", sagte ich. „Überschätze dich nicht."

Sie lachte nur über diese Drohung.

Vier riesenhafte Frauen kamen in die Hütte. Sie rissen Elaine und mich brutal hoch und zerrten uns mit sich bis in den Tempel, wo etwa hundert Frauen auf uns warteten. Es schienen alles Priesterinnen zu sein, denn ihre Gewänder glichen jenem, das Doyana trug. Kleine Kronen schmückten ihre Köpfe.

Die Wachen schleppten uns zu geflochtenen Sesseln, die aus einem elastischen Metall bestanden, setzten uns hinein und schnallten uns fest. Dann kam Doyana zu uns. Sie hatte sich einen feuerroten Umhang umgeworfen. Im Hintergrund des Tempels ertönte ein Gong. Doyana nahm von einem Mädchen zwei Schalen mit einer blauen Flüssigkeit entgegen. Damit trat sie vor uns hin und hielt uns die Schalen an die Lippen.

„Trinkt", befahl sie.

Ich warf mich nach vorn und stieß ihr die Schale aus der Hand. Die Flüssigkeit ergoß sich auf ihren Umhang und färbte ihn blau. Die Priesterin erleichte. Sie eilte aus dem Tempel und kehrte nach einigen Minuten mit einem neuen Umhang zurück. Ein fettes Weib folgte ihr. Sie hielt einen kompliziert aussehenden Apparat in den Händen. Doyana gab ihr ein Zeichen, und sie ging zu mir, schob mir den Ärmel hoch, drückte das Gerät dagegen, und zischend fuhr mir etwas Kaltes unter die Haut. Elaine wurde in gleicher Weise versorgt.

Ich blickte Doyana an. Die Priesterin lächelte versteckt. Ihre Augen funkelten boshaft. Ich schüttelte den Kopf.

„Täusche dich nicht, Doyana", sagte ich drohend. „Du wirst uns zu nichts zwingen."

„Gestehe", forderte sie. „Wer bist du?"

Ich wollte ihr nicht antworten, aber meine Lippen bewegten sich, ohne daß ich es verhindern konnte.

„Ich bin Trakanor, der Feind des Guten", erklärte ich.

Doyana fuhr triumphierend herum und zeigte auf Elaine.

„Wer ist sie?"

„Sie ist Trakano-lar, die Tochter des Bösen."

Elaine blickte mich mit geweiteten Augen an. In ihrem Gesicht zeichnete sich das ganze Entsetzen ab, das sie empfand. Ich hätte schreien mögen. Ich wollte die Lippen zusammenpressen. Ich konnte es nicht. Ich wollte mir auf die Zunge beißen, doch es gelang mir nicht.

Doyana brachte eine Reihe von Vorwürfen gegen mich und Elaine vor. Wir beide wußten in den wenigsten Fällen, was sie überhaupt meinte. Doch unter dem Einfluß des Medikaments, das man uns injiziert hatte, gestanden wir. Elaine und ich benutzen Worte, die wir gar nicht kannten. Wir schilderten Wesen aus der Welt des Bösen, die wir nie gesehen hatten.

Elaine behauptete, das Erdbeben und die Flutwelle ausgelöst zu haben, um damit die Stadt beim Transmitter zu zerstören. Sie erklärte, sie habe die krebbsartigen Wesen herbeigelockt, um das Verderben über die Bevölkerung der Stadt hereinbrechen zu lassen.

„Als die große Seuche Avalian heimsuchte“, rief Doyana, „gerieten viele Männer in die Biofalle. Aus ihr gingen jene Wesen hervor, die wir Eltranen nennen. Sie sind uns heilig, weil wir die Seelen der vor Jahrhunderten untergegangenen Männer in ihnen wissen. Sie zu töten, ist einem menschlichen Wesen unmöglich. Du hast einen Eltran ermordet, und von diesem Zeitpunkt an wußten wir, daß du Trakanor bist. Nur Trakanor kann so etwas tun.“

Jetzt verstand ich. Die krebbsartigen Wesen mußten im Zusammenhang mit der planetenweiten Seuche entstanden sein. Ich glaubte nicht daran, daß die Männer dieser Welt sich in solche Monstren verwandelt hatten. Dieser Glaube hatte sich jetzt entwickelt, und ich hatte in einem der am sorgfältigsten gehüteten Fettnäpfchen herumgetrampelt.

Doyana setzte die Reihe der Beschuldigungen fort. Was auch immer ich getan hatte, es war falsch gewesen. Ich hätte sie nicht retten dürfen, ich hätte Elaine nicht anschreien, Doyana nicht küssen, das Flugzeug nicht besteigen, das Verlies nicht verlassen, das Museum nicht betreten, bei meiner Flucht keine rote Flüssigkeit vergießen und mich gegen Doyana nicht wehren dürfen. Alles machte man mir nun zum Vorwurf, und mit allem hatte ich gegen die heiligen Gesetze dieser Welt verstoßen. Ich gab alles zu. Unter dem Einfluß der Droge fügte ich noch ein paar Behauptungen hinzu, die die anderen Priesterinnen zu empörten Rufen veranlaßten.

Elaine verhielt sich ebenso wie ich. Auch sie gestand, die Inkarnation des Bösen zu sein und die Absicht verfolgt zu haben, eine Herrschaft des Bösen auf Avalian zu errichten. Ich sah ihr an, daß sie sich verzweifelt gegen diese Geständnisse wehrte, aber ebenso wie ich nichts dagegen tun konnte.

Als die Wirkung der Droge nachließ, beendete Doyana die Verhandlung. Sechs riesenhafte Frauen schleppten Elaine und mich mit den Sesseln aus dem Tempel in einen Nebenraum. Ich wollte etwas zu Elaine sagen, als wir allein waren, doch ich konnte nicht. Ich sackte erschöpft zusammen.

Nach etwa einer Stunde erholte ich mich langsam, während Elaine noch wie ausgelaugt in ihren Fesseln hing. Ich blickte zu ihr hinüber. Mir war noch gar nicht bewußt geworden, daß sie ebenso wie ich unter dem Verhör gelitten hatte.

„Elaine“, flüsterte ich, aber sie reagierte nicht. Ich ließ mich zurücksinken und schloß die Augen.

Wenig später öffnete sich die Tür. Die sechs riesigen Frauen kamen und schleppten uns mit den Sesseln bis vor die Priesterinnen. Doyana hatte ein Feuer angezündet, das in einer blauen Schale brannte. Sie trug es vor uns hin.

„Hört, was wir beschlossen haben“, sagte sie feierlich und blickte uns abwechselnd an. Elaine kam nun allmählich zu sich. „Wir werden es wagen, den gefährlichsten Kampf zu beginnen, der jemals von den Priestern unserer Welt ausgetragen worden ist. Wir werden versuchen, Trakanor, den Feind des Guten, und Trakano-lar, die Tochter des Bösen, zu vernichten. Für alle Zeiten sollen sie aus dem Kosmos verschwinden. Sie sollen einen Tod sterben, der ihrer würdig ist.“

10.

Der Boden erzitterte unter uns, und der Tempel über uns wankte.

„Auch das noch“, sagte Elaine.

Die vier Frauen, die uns bewachten, schrien erschreckt auf, blickten uns an und rannten aus dem Tempel.

Ich brüllte wild auf, und sie liefen noch schneller.

„Wenn es nicht so verdammt ernst wäre, könnte ich lachen“, sagte ich, als wir allein waren. Der Boden erzitterte unter erneuten Erdstößen. „Hast du es gemerkt? Die Weiber halten uns wirklich für das Böse selbst.“

„Sie glauben, wir hätten ...?“

„Natürlich“, antwortete ich. „Sie glauben, daß wir das Erdbeben ausgelöst haben, um ihnen zu zeigen, welche Macht wir haben.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß moderne Menschen so etwas Unsinniges denken“, sagte Elaine.

„Es gibt Menschen auf der SOL“, entgegnete ich, „die erschrecken, wenn ihnen eine Katze über den Weg läuft.“

„Ich habe noch nie eine Katze an Bord der SOL gesehen!“

„Ich meine es ja nur bildlich. Ich wollte damit ausdrücken, daß es selbst unter uns modernen Menschen auf der SOL welche gibt, die abergläubisch sind.“

„Aber du hast gesagt, daß es schwarze Katzen an Bord der SOL gibt!“

„Das habe ich nicht gesagt“, entgegnete ich entrüstet.

„Du hast behauptet, daß an Bord der SOL einem schwarze Katzen über den Weg laufen können!“

Ich stöhnte gequält.

„Hast du das gesagt oder nicht?“ fragte sie hitzig.

Vermutlich wäre unser Streit noch weitergegangen, wenn nicht zwei erneute Erdstöße den Tempel erschüttert hätten. Dieses Mal war das Beben so stark, daß mein Sessel umkippte. Eine der Säulen barst und stürzte in sich zusammen. Ich warf mich mit dem Sessel herum, um auf mich zurollenden Steinbrocken zu entgehen.

Dann wurde es ruhig. Ich versuchte, mich aufzurichten, hatte jedoch keinen Erfolg damit. Elaine riet mir schließlich, ruhig liegenzubleiben.

„Du hast recht“, sagte ich. „Es ist egal, ob ich sitze oder liege. Die Fesseln kann ich doch nicht öffnen.“

„Hör doch! Draußen singen sie.“

Ich vernahm einen getragenen, melancholischen Gesang, in den mehr und mehr Stimmen einfielen. Dann erschütterte eine dumpfe Explosion den Tempel. Für einige Minuten verstummte der Gesang, dann setzte er wieder ein.

Wenig später öffneten sich die Tempeltüren. Doyana, die oberste Priesterin von Avalian, trat ein. Ihr folgten etwa zwanzig schwarz gekleidete Frauen. Singend umringten sie Elaine und mich.

Elaine senkte den Kopf. Sie glaubte, daß dies das Ende war. Ich blickte Doyana an. In ihren Augen leuchtete ein düsteres Licht. Ein kaum merkliches Lächeln lag auf ihren Lippen. Sie triumphierte. Ihr war es geglückt, das Volk glauben zu lassen, daß es wirklich um den Kampf gegen das Böse ging. Sie selbst wußte, daß Elaine und ich keinerlei übernatürliche Kräfte hatten. Daher wußte sie auch, daß sie uns mühelos töten konnte.

Sie streckte die Arme.

„Tragt sie hinaus“, befahl sie.

Sechs rot gekleidete, riesige Frauen rückten aus dem Hintergrund heran, packten uns und trugen uns mitsamt den Sesseln ins Freie. Das Beben hatte nur wenig Schaden angerichtet. Das war auf den ersten Blick zu sehen. Nur wenige Häuser in der Nähe des Tempels waren beschädigt.

Vor dem Tempel hatte sich eine neugierige Menge versammelt. Das Erdbeben war ein zweitrangiges Ereignis. Die Frauen dieser Welt wollten Elaine und mich sterben sehen. Daneben wurde alles andere unwichtig.

„Wie fühlst du dich, Galto?“ fragte Elaine verbittert. „Jetzt bist du der Mittelpunkt auf dieser Welt, auf der nur Frauen leben. Eine hübscher als die andere. Und alle sehen dich an.“

„Irrtum“, antwortete ich ebenso wütend wie verzweifelt. „Die Hälfte blickt auf dich.“

Elaines Gesicht war von Todesfurcht gezeichnet. Sie wußte gar nicht, was sie sagte. Hinter ihren Worten steckte nur der Versuch, mich zu einer Rettungstat zu motivieren. Dabei wußte Elaine, daß es mir unmöglich war, etwas für uns zu tun.

Die Wachen trugen uns zu einem Fahrzeug, das aus einer Steuerkabine und einer Ladeplattform bestand. Sie stellten uns mit den Sesseln auf die Ladefläche und schraubten die Beine der Sitzmöbel an Haltebügeln fest. Dann überprüften sie unsere Fesseln. Rasselnd

sprang der Motor des Lasters an. Die Menge wich zurück. Die Frauen starrten uns an, als wären wir Ungeheuer.

Der Lastwagen rollte einige Schritte weit, dann schoben sich vier kleine Fahrzeuge vor uns. In ihnen saßen die Priesterinnen. Einige Minuten verstrichen, bis es weiterging.

Ich konnte am Fahrerhaus vorbei eine blaugelbe Flamme sehen, die weit von uns entfernt aus dem Boden schoß und höher als die umgebenden Häuser aufstieg. Es war eine Gasflamme. Ich vermutete, daß sie im Zusammenhang mit dem Erdbeben entstanden war, denn ich hatte sie vorher noch nicht bemerkt.

Der Laster fuhr langsam los. Die Zuschauer schritten hinter uns her.

Das Grauen packte mich, als ich merkte, in welche Richtung der Wagen rollte. Wir näherten uns der riesigen Gasflamme.

„Sie wollen uns verbrennen“, sagte Elaine wimmernd. „Galto, tu doch endlich etwas.“

Obwohl ich wußte, daß nichts uns retten konnte, sah ich mich suchend um. Die Menge war auf etwa vierzigtausend Frauen angewachsen. Aus den Seitenstraßen eilten immer mehr Frauen herbei. Ich entdeckte Frauen, die schöner waren als alle, denen ich je begegnet war. Jetzt aber ließen sie mich völlig kalt.

Ein eigenartiges Blitzen machte mich auf ein Fenster eines kastenförmigen Hauses aufmerksam. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte gegen das Licht der Sonne etwas zu erkennen. Zunächst sah ich nur leere Fensterhöhlen, dann aber tauchte plötzlich eine bizarre, metallische Gestalt über mir auf.

Insekten-Sue!

Ich brüllte auf wie ein Tier.

Die Überraschung und die Freude zwangen die Schreie aus mir heraus.

„Sue! Prilly!“

Ein Raunen ging durch die Menge. Viele Frauen wichen furchtsam vor dem Wagen zurück. Der Laster hielt. Zwei Priesterinnen eilten bis an die Ladefläche heran und blickten zu mir hoch. Ich beachtete sie nicht. Ich konzentrierte mich auf die Fenster des Hauses.

„Sue! Prilly, ihr müßt uns helfen. Ich bin schwer verletzt“, schrie ich. Dann wandte ich mich aufgeregt Elaine zu. Diese hatte die beiden Posbis nicht gesehen. Sie schien zu glauben, daß ich den Verstand verloren hatte.

„Sie sind wirklich da“, beteuerte ich leise. „Ich habe meine Posbis gesehen.“

„Aber das ist doch unmöglich“, erwiderte sie stammelnd.

„Natürlich ist das möglich“, antwortete ich. Meine Stimme überschlug sich fast. „Es ist doch nur logisch, daß die beiden Posbis mich in der Computerstation unter der Hufeiseninsel gesucht haben. Irgendwann werden sie erfahren haben, daß wir in den Schacht gesprungen sind.“

„Geworfen worden sind“, verbesserte sie mich.

„Meinetwegen auch das“, sagte ich. „Das ist doch jetzt unwichtig. Jedenfalls sind sie mir gefolgt. Hier haben sie weitergesucht, und jetzt haben sie uns gefunden.“

„Zu spät“, erwiderte sie ächzend.

Der Lastwagen fuhr weiter, als sei nichts geschehen. Nun aber rückte die Menge nicht mehr so dicht wie zuvor an uns heran. Die Frauen blieben in respektvollem Abstand.

„Insekten-Sue“, brüllte ich erneut. „Prilly, helft uns!“

Die beiden Posbis waren verschwunden. Ich sah sie nicht wieder. Und bald fragte ich mich, ob ich mich nicht doch geirrt hatte. Sollten meine überreizten Sinne mir einen Streich gespielt haben?

Mit steigender Nervosität spähte ich zu den Häusern hinauf. Inzwischen rückten wir dem tödlichen Gasfeuer immer näher. Nur noch etwa einhundert Meter trennten uns von den Flammen. Der Laster rollte auf einen Platz. Hier waren die Schäden, die durch das Erdbeben entstanden waren, größer. Ich sah, daß sich Risse in dem Bodenbelag gebildet hatten. Einige Häuser am Rand des Platzes waren eingestürzt.

Der Lastwagen wendete vor einem tribünenartigen Bau und hielt dann so an, daß seine Rückseite auf die Gasflamme zeigte. Über die Schulter konnte ich sie sehen. Sie stieg tatsächlich aus einem meterbreiten Riß im Boden auf. Tief unter uns mußte ein Gasnest sein, aus dem sie gespeist wurde. Das Zischen der Flamme übertönte alle anderen Geräusche.

Ich wandte mich Elaine zu. Sie blickte starr gerade aus. Tränen liefen über ihr Gesicht.

„Die Tochter des Bösen weint nicht“, sagte ich, aber sie reagierte nicht.

„Insekten-Sue und Prilly werden etwas unternehmen“, beteuerte ich danach, aber auch jetzt tat sie so, als ob sie mich nicht gehört hatte. Vielleicht hörte sie mich tatsächlich nicht. Entsetzen und Angst betäubten ihre Sinne. Ich beschloß, sie in Ruhe zu lassen. Dann war das Ende für sie leichter zu ertragen, als wenn ich sie aus ihrer Starre aufgeweckt hätte.

Doyana stieg die Stufen der Tribüne hinauf und blieb an einem kleinen Tisch stehen, von dem sich eine vierfachgezackte, metallische Gabel erhob. Diese erwies sich als eine Art Mikrophon, als die Priesterin zu sprechen begann. Ihre Stimme übertönte das Zischen des Gasfeuers und hallte weit über den Platz.

Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagte, aber ich war überzeugt, daß sie uns anschuldigte, aus Rache das Erdbeben veranlaßt zu haben. Nun kündigte sie vermutlich an, daß wir im Feuer verbrennen sollten.

Tatsächlich war es so. Plötzlich kam eine Priesterin zu Elaine und mir und hängte uns ringförmige Translatoren um den Hals. Nun klang die Stimme Doyanas kraftvoll aus ihnen hervor, und wir verstanden alles. Doyana war nun jedoch schon am Ende ihrer Anklage gegen uns angelangt. Sie verlangte die Zustimmung vom Volk, uns ins Gasfeuer rollen zu dürfen.

Sie erwies sich als geschickte Demagogin. Die Frauen auf dem Platz jubelten ihr zu. Kein Zweifel. Sie waren dafür, daß Elaine und ich verbrannt wurden.

Ich sah Doyana an, wie erleichtert sie war, als sie es geschafft hatte. Ihre Augen funkelten. Sie kam zu mir, trat dicht an mich heran und blickte mich minutenlang an. Die Menge schrie ehrfurchtsvoll. Sie bewunderte die kühne Priesterin, die es wagte, sich dem Bösen so entschlossen entgegenzustellen.

Ich bäumte mich auf.

„Verdammtes Biest“, brüllte ich. „Ich gönne dir den Triumph nicht. Du sollst mich nicht winseln sehen.“

Sie wich zurück. Ihre Augen leuchteten auf. Mir wurde bewußt, daß meine Reaktion in den Augen der Menge vermutlich nicht überraschend kam. Die meisten Frauen mochten glauben, daß ich um mein Leben bettelte, denn meine Stimme war nur wenige Meter weit hörbar.

Ich sank in den Sessel zurück und zwang mich zu einem Lachen.

„Du wirst es erleben, Doyana“, sagte ich keuchend. „Die Flamme wird erlöschen, bevor du uns darin verbrennen kannst.“

Nun zuckten ihre Lippen. Sie hatte Mühe, ein triumphierendes Lachen zu unterdrücken.

Sie trat langsam zurück und hob dann beide Arme. Der Motor des Lastwagens sprang an. Die Menge wich vor uns zurück. Dann ruckte der Wagen und rollte auf die Gasflamme zu. Die Fahrerin sprang aus der Kabine und schlug die Tür zu, so daß das Fahrzeug sich nun allein mit uns auf das Gasfeuer zubewegte.

„Prilly, Sue“, brüllte ich. „Tut endlich etwas!“

Meine Rufe waren vergeblich. Die beiden Posbis ließen sich nicht blicken, und nun glaubte ich selbst nicht mehr daran, daß sie überhaupt da gewesen waren.

Der Lastwagen war noch etwa fünfzehn Meter von der Flamme entfernt. Ich spürte schon die Hitze, die von ihr ausging. Elaines Kopf sank nach vorn. Ihre Schultern zuckten. Gern hätte ich ihre Hand genommen, aber ich konnte mich in meinen Fesseln nicht bewegen.

Nur noch zehn Meter bis zum Hitzetod. Mir brannten die Schultern. Ich wollte etwas sagen, um Elaine zu trösten, doch meine Kehle war trocken und wie zugeschnürt. Nur ein heiseres Röcheln kam über meine Lippen.

Da glaubte ich, etwas über mich hinwegfliegen zu sehen. Ich riß die Augen auf. Der Lastwagen erzitterte ein wenig und hielt an. Ich blickte über die Schulter zur Gasflamme hinüber.

Sie erlosch plötzlich!

Nur noch das unheimliche Zischen des aus dem Boden hervorströmenden Gases blieb. Ich war überzeugt davon, daß die Posbis eingegriffen hatten.

Sekunden vergingen, bis die ersten Frauen unter den Zuschauern vor Angst und Entsetzen aufschrien und vor uns zurückwichen. Dann änderte sich die Szene fast schlagartig. Eine allgemeine Flucht setzte ein. Die Menschen rannten panikartig in alle Richtungen davon.

Doyana schrie Befehle und Erklärungen in ihr Mikrophon. Ihre Stimme dröhnte über den Platz, doch sie erzielte keinen Erfolg. Die Masse glaubte, daß Elaine und ich unsere Macht demonstriert und das Feuer mit unserem Willen gelöscht hatten.

Doyana erkannte schließlich, daß sie verloren hatte. Sie verließ ihr Mikrofon und eilte auf den Laster zu. Sie riß die Tür auf, sprang ins Führerhaus und versuchte, den Motor anzuwerfen, doch nur ein kraftloses Gurgeln und Röhren ertönte. Das war alles. Der Motor sprang nicht an.

Sie glitt aus dem Fahrerhaus heraus und blickte mich an. Sie war bleich bis an die Lippen.

Obwohl ich überhaupt nicht wußte, was los war, obwohl ich nicht weniger verwirrt und verstört war als sie, gelang es mir, breit zu grinsen.

„Nun, wie fandest du das, Doyana?“ fragte ich, wobei ich Mühe hatte, meine Stimme unter Kontrolle zu halten. Ich zitterte innerlich ob des überstandenen Schreckens. „Offensichtlich ist es nicht so leicht, uns ins Jenseits zu befördern.“

Nun verstummte das Zischen des ausströmenden Gases. Ich vermutete, daß die in der Tiefe frei gewordene Blase sich entleert hatte. Damit war der Druck zu stark abgefallen, und nur noch unwesentliche Mengen Gas stiegen auf.

Doyanas Augen verengten sich.

„Gib nur nicht vor, die Flamme gelöscht zu haben, Fremder“, sagte sie haßerfüllt. „Ich weiß genau, daß du es nicht warst.“

„Kluges Mädchen“, spottete ich.

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Damit bist du nicht gerettet, Fremder. Ich gebe zu, daß es nun etwas schwieriger sein wird, dich zu töten, aber ich werde dich dennoch vernichten. Verlaß dich darauf.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Du solltest lieber auf weitere Versuche verzichten, Mädchen“, riet ich ihr. „Du könntest dich noch mehr blamieren, und das wäre doch unangenehm für dich. Oder?“

Sie wandte sich ab und eilte davon. Wir blieben jedoch nicht allein, denn in der Nähe verharrten sechs Wächterinnen. Es waren Frauen, die etwa 2,20 Meter groß und über 100 kg schwer waren.

Niemand kümmerte sich um uns. Wir wurden bewacht. Das war alles. So ging der Tag dahin. Die Nacht brach herein, und nichts änderte sich. Wir waren ratlos, da wir nicht wußten, was passieren sollte. In der Dunkelheit konnten wir die Wachen kaum erkennen.

„Galto“, flüsterte Elaine plötzlich, nachdem sie stundenlang geschwiegen hatte. „Ich glaube, da ist etwas.“

Ich atmete auf und war froh, daß Elaine sich endlich aus ihrem Schock löste.

„Was ist denn?“ fragte ich ebenso leise.

„Ich weiß nicht“, antwortete sie. Dann gab sie einen erschreckten Laut von sich.

Ich kniff die Augen zusammen und riß sie danach weit auf, konnte aber in der Dunkelheit nichts erkennen.

Versuchte Doyana, uns in aller Heimlichkeit umzubringen?

Eine metallene Klaue tastete sich über meinen Arm hinweg. Ich spannte alle Muskeln an. Vergeblich stemmte ich mich dem Unbekannten entgegen. Die Fesseln hielten mich.

„Galto“, sagte Elaine wimmernd. Sie brachte keine weiteren Worte heraus. An meinem Arm knackte etwas, und die Fesseln lösten sich.

„Leise, Elaine“, flüsterte ich hastig.

Wieder knackte es. Scharfe Werkzeuge trennten die Fesseln an meinem rechten Arm durch. Als meine Hand frei war, tastete ich augenblicklich nach dem unbekanntem Helfer. Ich fühlte ein paar filigranartige Antennen und eine busenartige Vertiefung in einem Metallkörper.

„Prilly“, hauchte ich. Dann richtete ich mich auf, während die Fesseln an meinen Beinen aufsprangen. „Elaine, es ist Prilly!“

Sie antwortete nicht. Ich hörte nur einen Seufzer der Erleichterung, doch das genügte mir. Ich wußte, daß Elaine wieder in Ordnung war. Vorsichtig erhob ich mich aus dem Sessel und streifte die Metallbänder, die mich gefesselt hatten, vollends ab. Dabei bemühte ich mich, so leise wie möglich zu sein, und ich ermahnte Elaine, ebenfalls keine verräterischen Geräusche zu machen. Es ärgerte mich ein wenig, daß ich ungeschickter war als sie.

Eine Metallhand schob sich in meine Hand und zog mich zum Rand der Ladeplattform. Ich sah, daß Elaine neben mir ging. Sie wurde ebenfalls geführt. Also war Insekten-Sue auch da.

Wir ließen uns lautlos vom Lastwagen gleiten. Die beiden Posbis, die sich in der

Dunkelheit mühelos orientieren konnten, lenkten uns an den Wachen vorbei auf den Platz hinaus. Wir gingen langsam. Erst als wir etwa zweihundert Meter vom Laster und den Wachen entfernt waren, schritten wir schneller aus.

„Ich kann es noch gar nicht glauben“, sagte Elaine. Sie kam zu mir und hängte sich bei mir ein. Ich küßte sie auf die Wange und tat, als sei es allein mein Verdienst, daß wir nun frei waren.

„Ich habe dir doch gesagt, daß Prilly und Sue uns helfen würden“, bemerkte ich. Elaine dämpfte meine Freude.

„Damit haben wir noch nichts gewonnen“, erwiderte sie. „Wir sind zwar frei, aber wir wissen immer noch nicht, wie wir den Transmitter umschalten können. Und dann ist auch noch die Robotstation unter der Hufeiseninsel. Sie wird uns gleich wieder zurückschicken, wenn es uns gelingen sollte, nach Rasterstop III zu entkommen.“

„Du solltest nicht so pessimistisch sein“, entgegnete ich. „Wir sind frei, und alles weitere wird sich ergeben.“

Doch ich hatte mich getäuscht. Wir waren zwar dem Hinrichtungsplatz entkommen, doch das bedeutete noch lange nicht, daß wir in Sicherheit waren. In dieser Nacht versuchten wir, einen Wagen aufzubrechen und damit zu fliehen. Doch es gelang uns nicht, obwohl Insekten-Sue und Prilly uns tatkräftig halfen. Wir brachen mehrere Fahrzeuge auf, konnten sie aber nicht starten.

Erst als der Morgen dämmerte, konnten wir einen Lastwagen starten. Leider gab die Maschine etwa zwanzig Kilometer vor der Stadt ihren Geist auf. Wir mußten den Laster stehenlassen.

Von nun an ging es langsamer voran. Wir flüchteten durch ausgedehnte Wälder, schlichen uns an Plantagen vorbei und stiegen mühselig die Berge hoch. Häufig mußten wir uns in Höhlen oder unter Bäumen verstecken, weil Suchflugzeuge in unsere Nähe kamen.

Nachts schliefen wir abwechselnd, weil ich den Posbis die Wache nicht allein überlassen wollte. Doch nach einigen Tagen waren Elaine und ich so erschöpft, daß wir uns doch ganz auf Sue und Prilly verlassen mußten.

Dann endlich überwandten wir die letzte Anhöhe, und die zerstörte Stadt mit dem Tempel lag vor uns. Der Transmitter war nicht mehr fern.

Elaine sprach aus, was ich seit Tagen gedacht hatte.

„Doyana ist nicht dumm. Sie wird hier auf uns warten“, sagte sie.

Ich winkte ab.

„Soll sie“, erwiderte ich und tat, als ob ich mir überhaupt keine Sorgen machte. „Wir werden es dennoch schaffen.“

Tatsächlich hatte ich keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Ich wollte nur zum Tempel und hoffte, hier Hinweise finden zu können, die uns weiterhalfen.

Elaine und ich schleppten uns in die Ebene hinab. Die letzten Meter wurden zur Qual, und schließlich schien es, als fehlten uns die Kräfte, die Stufen des Tempels zu ersteigen. Wir setzten uns auf die Treppe, um uns zu erholen.

„Bis jetzt habe ich noch niemand gesehen“, sagte ich.

Elaine antwortete nicht. Sie blickte auf ihre zerschundenen Füße. Ich wandte mich den beiden Posbis zu, und da kam mir ein Gedanke.

„He, ihr beiden“, sagte ich und deutete über die Schulter hinweg auf den Tempel. „Lauft nach oben und seht nach, ob die Luft rein ist.“

Die Posbis gehorchten augenblicklich. Sie eilten davon. Ich wunderte mich, daß sie keinen Widerspruch erhoben hatten. Auch schienen sie nicht zu bemerken, daß ich kräftig an Gewicht verloren und etliche Schürf- und Kratzwunden auf der Flucht davongetragen hatte. Normalerweise pflegten sie unter solchen Umständen zu jammern und zu schreien und Operationsvorbereitungen zu treffen, weil sie um mein Leben fürchteten. Nun aber begriffen sie vermutlich, daß sie doch nichts tun konnten, da die Mittel fehlten.

Ich legte Elaine die Hand aufs Knie.

„Bevor wir hier versauern“, sagte ich, „sollten wir lieber in den Tempel gehen.“

Sie lächelte matt und erhob sich.

„Ich hatte Angst“, gestand sie mir. Ich legte ihr den Arm um die Schultern und gab mich zuversichtlich.

„Wir werden es schon schaffen.“

Jeder Schritt wurde zur Qual. Die Entbehrungen der letzten Tage waren zu groß gewesen. Wir hatten Hunger und Durst sehnten wir uns nach der technisch perfekten Welt der SOL, in der es alles gab, was wir brauchten. Je näher wir den Torbögen am Eingang des Tempels jedoch kamen, desto mehr schienen wir uns zu erholen. Wir eilten schneller voran und leugneten innerlich jede Gefahr.

Prilly und Sue ließen sich nicht sehen. Dabei hätten sie längst zurücksein müssen, wenn im Tempel alles in Ordnung gewesen wäre.

Als Elaine und ich den Tempel betraten, erkannten wir, warum die beiden Posbis nicht gekommen waren.

Doyana wartete mit etwa zweihundert Frauen auf uns. Prilly und Sue waren verschwunden. Elaine schrie entsetzt auf. Sie sank auf die Knie, weil sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Ich konnte kaum noch atmen.

Doyana kam uns in stolzer Haltung entgegen. Sie trug einen weiten Umhang, den sie sich über die Schultern geworfen hatte, und darunter fast nichts. Sie sah atemberaubend schön aus, aber ich fühlte mich dadurch nicht angesprochen. Sie kam mir noch nicht einmal wie ein weibliches Wesen vor. Die erschöpfte Elaine zu meinen Füßen erschien mir anziehender.

„Hier ist dein Weg zu Ende“, sagte die Avalianerin zu mir.

„Es scheint so“, antwortete ich ächzend. Ich hatte keine Kraft mehr, mich gegen sie aufzubäumen.

„Wir haben entschieden, daß ihr den Weg gehen sollt, auf dem ihr zu uns gekommen seid“, erklärte Doyana. „Verlaßt Avalian!“

Sie hätte auch sagen können: „Fahrt zur Hölle!“ Für mich klang alles gleich. Ich wurde mir bewußt, daß ich eigentlich schon seit Tagen keine echte Hoffnung mehr gehabt hatte. Die ganze Zeit über hatte ich gewußt, daß unser Weg hier zu Ende sein würde. Doyana hatte gar keine andere Möglichkeit gehabt, als hier auf uns zu warten. Nur so konnte sie ihr Ansehen wahren und ihre Macht behalten.

Sie hob die Arme. Zwei Frauen stürzten sich auf mich, packten mich an den Armen und schleiften mich auf den Transmitterschacht zu. Ich sträubte mich, denn ich wußte, daß der Sturz in die Tiefe den Tod bedeuten würde. Doch meine Gegenwehr war sinnlos. Ich konnte mich nicht gegen diese kräftigen Frauen behaupten. Sie waren viel stärker als ich, und sie hatten keine tagelange, strapaziöse Flucht hinter sich.

Kurz vordem Schacht blickte ich zurück. Zwei andere Frauen schleiften Elaine über den Boden hinter mir her.

Ich ließ mich fallen und entglitt den Händen meiner Wächterinnen, die völlig überrascht wurden. Mein synthetisches Hinterteil funktionierte ausgezeichnet. Es schnellte mich wieder hoch, und ich prallte mit voller Wucht gegen die beiden Frauen. Ich schrie vor Schmerz auf. Ich glaubte, mir den Arm ausgekugelt zu haben.

Doyana eilte herbei. Ihr folgten etwa zwanzig weitere Frauen. Ich richtete mich auf und versuchte, Elaine zu helfen. Doch nun trat mir ein riesiges Weib entgegen. Es überragte mich um etwa fünfzig Zentimeter. Laut brüllend griff es mich an, holte weit aus und hieb mir mit voller Wucht die Faust unter das Kinn. Ich verlor den Boden unter den Füßen, überschlug mich im Fall und stürzte direkt in die Schachttöffnung.

Zweihundert Meter unter mir leuchtete das blaue Auge.

Elaine schrie über mir auf, als auch sie in den Schacht geworfen wurde. Dann hörte ich, daß der Tempelgong geschlagen wurde. Doyana und die anderen Frauen jubelten.

Doch diese Geräusche blieben schnell hinter mir und Elaine zurück. Wir fielen mit immer größerer Geschwindigkeit auf das blaue Energiefeld zu, das uns vernichten würde.

Wir hatten mit dem Leben abgeschlossen.

Dann umfing uns das blaue Leuchten. Es wurde dunkel um uns.

Unmittelbar darauf schrie ich mit der ganzen Kraft, die noch in mir steckte.

Wir rasten aus einem roten Leuchten heraus und stiegen in die Höhe!

Ich konnte es kaum fassen. Wir waren wieder auf Rasterstop III und näherten uns der Hufeiseninsel, die etwa zweihundert Meter über uns lag.

Der Transmitter brauchte nicht umgeschaltet zu werden. Er stellte eine zweiseitige, stets offene Verbindung zwischen Rasterstop III und Avalian dar. Wir hätten schon viel früher fliehen können.

Doch ich gestand mir ein, daß ich niemals freiwillig in den Schacht gesprungen wäre,

während ich mich der Computerstation näherte. Blindlings hätte ich mich dieser fremden Technik nicht anvertraut.

Elaine rückte zu mir auf, bis ich ihre Hand greifen konnte. Sie lachte, und seit Tagen sah ich ihre Augen endlich wieder leuchten. Wenig später wurden wir von einer unsichtbaren Kraft aus dem Schacht gedrückt und standen dann wieder in dem Gang, durch den wir vor einigen Tagen entfernt worden waren.

Eilig ließen wir den Abgrund hinter uns zurück.

„Das hätten wir“, sagte ich zuversichtlich. „Den Rest schaffen wir auch noch.“

Eine Tür öffnete sich, und Prilly und Insekten-Sue kamen auf den Gang heraus. Freudig begrüßte ich sie.

„Habt ihr hier Schwierigkeiten gehabt?“ fragte ich sie.

„Überhaupt keine“, antwortete Prilly. „Die Robotstation hat sich deaktiviert.“

Ich wollte es nicht glauben, doch schon bald konnte ich mich selbst davon überzeugen. Ich lief zusammen mit den Posbis und mit Elaine durch die verschiedenen Stationen. Es war warm in den Räumen. Das Licht brannte, und die Sauerstoffversorgung funktionierte auch noch. Das aber war schon fast alles.

„Ich verstehe das nicht“, sagte Elaine. Sie sank im Hauptcomputerraum auf einen Hocker und ließ sich von Prilly ein Glas mit Wasser reichen. Der Posbi entnahm es einem Automaten. „Wieso ist hier alles ruhig? Damit habe ich nicht gerechnet.“

Sie blickte mich an und erwartete von mir, dem Robotexperten, eine Erklärung.

Ich setzte mich ebenfalls und überlegte.

„Es ist eigentlich völlig logisch“, sagte ich dann. „Die Robotstation konnte die ursprüngliche Besatzung nicht retten. Die hierher geflüchteten Avalianer konnten nicht auf ihren Planeten zurückkehren. Sie versetzten sich in einen Langzeitschlaf, aber auch das reichte nicht. Sie mußten schließlich auf ihre Körper verzichten. Nur das unsterbliche Gehirn konnte erhalten werden. Der Computer hatte nun ein Problem, an dem er immer wieder scheiterte. Er sollte neue Körper für die Gehirne schaffen.“

Ich lächelte flüchtig.

„Als wir hier erschienen, nahm er mir zuerst einmal einen Finger ab. Das war organische Materie, die der Computer dringend benötigte. Offenbar konnte er zunächst etwas damit anfangen. Er bekam Appetit auf mehr und klaute mir mit der freundlichen Unterstützung von Prilly und Sue meinen verlängerten Rücken. Aber auch daraus ließ sich noch kein Körper für die Gehirne herstellen. Also tat der Computer, was ihm aufgetragen war. Er schickte zwei Menschen durch den Transmitter nach Avalian. Ein männliches und ein weibliches Exemplar. Dich und mich. Als er das erledigt hatte, hatte er seine Aufgabe erfüllt. Er schaltete sich ab.“

„Und die Gehirne in den Behältern?“ fragte Elaine.

„Sie dürfen endlich sterben.“

„Das kann alles nicht stimmen“, sagte Elaine nachdenklich. „Du hast hier schließlich mit hübschen Mädchen geflirtet und was weiß ich sonst noch mit ihnen getrieben.“

Ich wurde rot.

„Das würde ich doch nur mit dir ...“, sagte ich stotternd und versuchte, ein heiteres Lächeln zu zeigen.

Elaines Augen weiteten sich. Endlich hatte auch sie begriffen. Sie sprang auf und lachte.

„Galto, du Weiberheld“, rief sie. „Du hast mit Robotern geflirtet und ...“

„Nun aber still“, brüllte ich. Verlegen eilte ich aus dem Raum. Ich hatte keine Lust, das Thema noch weiter zu diskutieren. Ich eilte durch die Tür auf den Gang hinaus. Zu spät bemerkte ich, daß Arlon, das schwarzhäufige Mädchen, vor der Tür stand. Ich prallte mit ihr zusammen.

„Entschuldigung“, rief ich und griff nach ihrem Arm. Doch zu spät. Arlon kippte um und stürzte zu Boden.

„Roboter“, sagte Elaine. „Ich habe es doch gewußt. Diese Mädchen sind Roboter. Weiter nichts.“

Ich suchte stotternd und stammelnd nach einer Erklärung dafür, daß ich mich hatte täuschen lassen, aber ich fand keine, die Elaine akzeptierte.

„Hör doch auf“, rief sie endlich lachend. „Gib doch wenigstens einmal zu, daß du so verrückt nach Frauen bist, daß du dich mit jeder einläßt, die dich freundlich anlächelt.“

„Das ist nicht wahr“, protestierte ich. „Vergiß nicht, daß ich völlig ausgehungert war, als

ich hier unten mit Arlon zusammentraf."

Elaine ließ nichts gelten. Sie lachte mir ins Gesicht, bis ich zerknirscht den Kopf hängen ließ. Nun bereute sie, daß sie mich ausgelacht hatte. Sie legte mir ihren Kopf an die Schulter.

„Deshalb mag ich dich ja gerade so", gestand sie mir ein. „Hm, Galto, wir gehen jetzt nach oben und machen uns ein paar schöne Tage auf der Insel. Wir müssen uns schließlich erholen. So heruntergekommen, wie wir jetzt aussehen, können wir schließlich nicht zur SZ-1 zurückkehren."

„Welch ein großartiger Vorschlag", jubelte ich und zog Elaine an mich.

„So hübsche Worte habe ich schon lange nicht mehr gehört."

Ich eilte mit ihr zum Antigravschacht. Den Raumgleiter würde ich später noch holen können. Zunächst wollte ich erst einmal an die frische Luft und baden, um den Schmutz abzuspülen, der mir auf der Haut klebte.

„Ich bin dir noch eine kleine Erklärung schuldig", sagte Elaine, als wir im Antigravschacht nach oben schwebten.

„Tatsächlich? Welche denn?"

„Ich habe das Gefühl, daß du in deinem männlichen Selbstgefühl auf Avalian stark gelitten hast."

„Das kann man wohl sagen."

„Man kommt sich vermutlich als Mann ziemlich dumm vor, wenn man gewohnt ist, bei Frauen Erfolg zu haben."

„Ziemlich", gab ich zu.

Elaine lächelte.

„Bei den Avalianerinnen *konntest* du überhaupt keinen Erfolg haben. Auch andere Männer hätten keinen Erfolg gehabt. Sie sind an Männern völlig desinteressiert. Verstehst du? Es macht ihnen keinen Spaß."

„Die bedauernswerten Geschöpfe", sagte ich. „Wenn es so ist, dann haben sie bei der Seuche nicht nur die Männer verloren, sondern auch sonst noch ziemlich viel."

„Sie haben es nicht verloren. Es war nie anders", erklärte mir Elaine. „Sie sind eben keine Menschen. Angenehme Gefühle empfinden sie nur bei der Geburt eines Kindes."

Sie beobachtete mich lächelnd. Ich glaube, ich habe recht dumm ausgesehen, denn als wir den Schacht verließen, lachte Elaine laut auf.

Doch dieses Mal störte mich ihr Lachen nicht. Ich fühlte mich wieder als Mann.

Das gesunde Selbstbewußtsein kehrte wieder zurück.

„Nun freue ich mich schon fast wieder auf die eifersüchtigen Ehemänner der SZ-1", sagte ich.

„Untersteh dich", entgegnete sie. „Die nächsten Tage gehörst du mir!"

ENDE